

Streifzüge

Nummer 38 / November 2006

5,- Euro



* Exner bombardiert Lagerhaus * Wölflingseder ruiniert Irrenhaus * Schandl liquidiert Kaufhaus * Meretz exterminiert Copyright * Enderwitz geht zur Kommunion * Ribolits gegen Einkommen * Behrens für Lenin * Wendler schussbereit * Streifzüge über 300 *

IMPRESSUM

ISSN 1813-3312

MEDIENINHABER UND HERAUSGEBER

Kritischer Kreis – Verein für
gesellschaftliche Transformationskunde,
Margaretenstraße 71-73/23, 1050 Wien.
E-Mail: streifzuege@chello.at
Website: www.streifzuege.org

DRUCK

H. Schmitz, Leystraße 43, 1200 Wien
Auflage: 1.200

COPYLEFT

Alle Artikel der *Streifzüge* unterliegen,
sofern nicht anders gekennzeichnet,
dem Copyleft-Prinzip: Sie dürfen frei
verwendet, kopiert und weiterverbreitet
werden unter Angabe von Autor/in,
Titel und Quelle des Originals sowie
Erhalt des Copylefts.

OFFENLEGUNG

Der Medieninhaber ist zu 100 Prozent
Eigentümer der *Streifzüge* und an
keinem anderen Medienunternehmen
beteiligt.

Grundlegende Richtung: Kritik und
Perspektive.

REDAKTION

(zugleich Mitglieder des Leitungsorgans
des Medieninhabers) Christoph Adam,
Andreas Exner, Lorenz Glatz,
Franz Schandl, Martin Scheuringer
und Maria Wölflingseder.

Umschlaggestaltung: Pichl Peter.

KONTEN

Konto für Österreich: PSK, BLZ 60000
Kontonummer 93 038 948

Konto für Deutschland: Franz Schandl,
Postbank Nürnberg, BLZ 760 100 85
Kontonummer 405 952 854

Konto für Abos in anderen EU-Staaten:
Verein Kritischer Kreis,
BIC: OPSKATWW
IBAN: AT87600000093038948

ABONNEMENTS

Aborichtpreise für 3 Hefte pro Jahr.
1 Jahr 14 Euro, 2 Jahre 26 Euro,
3 Jahre 36 Euro.

Erstbeziehende bitten wir um
schriftliche Bestellung, da seitens des
grandiosen Bankservices den Kontoaus-
zügen nicht immer die vollständige
Adresse zu entnehmen ist.

Nachbestellende bitten wir um die
Anführung der Postleitzahl.

Das Abo endet, wenn es nicht durch
Einzahlung verlängert wird.

INHALTSVERZEICHNIS

Andreas Exner: Markt und Kapital.

Die Unzertrennlichen und ihre Motschgerer 3

Erich Ribolits: Grundeinkommen –

Bedingung der Möglichkeit von Bildung? 9

Franz Schandl: Vom Verkaufen.

Notizen zum gesellschaftlichen Stoffwechsel – Teil 2 12

Andreas Exner: Reform oder Raiffeisen?

Fragen zur Solidarischen Ökonomie 18

Ulrich Enderwitz: Kommunikation und Konsum 26

Maria Wölflingseder: „Das gute Leben“.

Über Fred Wanders Erinnerungen und die Bedeutung des Erzählens 32

Kolumnen

Dead Men Working von Maria Wölflingseder 8

Immaterial World von Stefan Meretz 25

Rückkopplungen von Roger Behrens 31

Unumgänglich von Franz Schandl 36

Rubrik 2000 abwärts

Maria Wölflingseder (M.Wö.) 5, 29

Franz Schandl (F.S.) 21

Christoph Wendler (Ch.W.) 23

Liebe Leute!

Der Franz Schandl will es nicht mehr schreiben, dass wir Geld brauchen. Obwohl oder vielleicht sogar weil Ihr an seine gspritzt-freche Art so gewöhnt seid. Für Leute, die Geld für ein Grundübel halten, sind wir ja tatsächlich ganz schön gierig drauf. Wirklich gierig allerdings sind wir auf Leute, die diese Zeitschrift lesen und bedenken. „Tatsächlich“ und „Wirklich“ kleben vorläufig aber fest zusammen. Ist ja klar, dass Zeitschriften wie die *Streifzüge* es sowieso nie zum Hochglanzmagazin bringen, aber dass die SchreiberInnen vor lauter Dringendem (Erwerbsarbeit, und auch die bei den meisten recht prekär) recht wenig zum Wichtigen kommen, ist auch kein Schicksal. Und wenn die Welt sich auch nicht vom Denken, Reden und Schrei-

ben und all dem Drumherum, um es auch unter die Leute zu bringen, ändert, ohne tut sie's erst recht nicht. Ob z.B. der Andreas Exner fünfundzwanzig oder nur zwanzig Stunden Geld verdienen muss, macht einen Unterschied, meine ich, und eben nicht nur für ihn. Ob wir aber einmal für Texte den AutorInnen einen Teil der Stromrechnung zahlen können, hängt eben an Euch und Ihnen, und daher übernehme ich diesmal vom Franz den Klingelbeutel und halte ihn Ihnen und Euch unter die Nase: Wer kann, soll uns zu Weihnachten mitbescheren, Interessierte auf die *Streifzüge* aufmerksam machen, und der Transformationsclub kann gar nicht zu viele Trafos haben (10 Euros im Monat). Das Geld gehört zu uns, damit es endlich weg kommt :-)!
Lorenz Glatz

Markt und Kapital

DIE UNZERTRENNLICHEN UND IHRE MOTSCHGERER

von Andreas Exner

Ein „neuer Anti-Kapitalismus“ macht die Runde. Falsch, flach und fad. Das aber scheint beinahe nix und niemandem etwas auszumachen. Nein, dieses Lamento geht ins Ohr. Motschgern heißt das in Wien. Motschgern liegt irgendwo zwischen Sudern und Aufpudeln. Von Einsicht und Kritik ist es etwa so weit entfernt wie Paris von Dakar – zu Fuß. Motschgern freilich ist kein Wiener Privileg. Motschgern ist üblich. Motschgern ist... wenn eins sich stößt am Kapital oder an den Kapitalisten, am Zins oder am Profit oder an den Finanzmärkten, an dicker Luft in Öffis, am Klimawandel oder am Elend der Welt, aber an einem nicht, ja nie und nimmer – bitte, wo kämen wir da hin – also wirklich keinesfalls... am Markt.

Stellen wir uns vor: Es gäbe zwei Menschen. Sie trafen sich. Was würden sie tun? – Grüßen? Reden? Einander ignorieren? Sich wechselseitig eins über den Schädel ziehen? Freundlich lächeln? Und erröten? Sich in die Arme fallen? Ein Gespräch über das Wetter anzetteln? Oder aber betreten schweigen? Das alles mögen sie wohl tun. Vor allem aber tun sie eines – ein Blick in die Zauberkegel ökonomischer Wissenschaft zeigt dies so klar wie die Offenbarungsliteratur liberaler Pseudodenker: Die beiden tauschen. Ja, Sie haben richtig gehört. Unsere zwei Parademenschen haben nichts Besseres zu tun als zu tauschen. Wo Sie, liebe Leserin, oder Sie, lieber Leser, vielleicht grüßen, sich unterhalten, erröten oder lächeln, da tun andere immer nur das eine. Und dies ist beileibe nicht, was Sie sich vielleicht darunter hätten vorstellen wollen, vielmehr: Sie tauschen. Ein klares Resultat, den Menschen – der Realität ganz widersprechend – isoliert vorausgesetzt. Schon Adam Smith fand das ganz logisch und erfand als anthropologische Konstante einen „Hang zum Tausch“. Heerscharen von Ökonomen tun's noch heute; sofern sie derlei überhaupt reflektieren. Mit ihnen eine schiere Masse jener, die diese gesellschaftliche Welt zwar hinterfragen, doch denen auf halbem Weg die Luft ausgeht, der Mut schwindet, die Motivation abhanden kommt, die Vorstellungskraft versiegt, das Denken versagt, das „Nein“ zu dem, was ist, sich wie auch immer zu einem kläglich kleinen „Jein“ verbiegt.

Tausch ohne Geld ist wie ein Motor ohne Öl. So kommt's dann raus. Der Tausch als Regelfall erfordert Geld. Und tritt endlich Geld in prallem Glanz hinzu, vollbringt es wundersam geradewegs das Allerschönste. Ein Schuster, der gern Eier möchte – nur zum Beispiel –, muss nicht erst einen Bauern suchen, dem er sein löchrig Schuhwerk flicken mag, nein, auch eines Tischlers Schuh erfüllt den Zweck. Jener gibt ihm Geld, dieser gibt das Geld – dem Bauern. Und erhält die Eier. Soweit, so platt; die Moderne stellt sich die ökonomische Wissenschaft in diesem Fall gern in Kostümen längst vergangener Zeiten vor. Am simplen Faktum, dass ohne Geld kein Kauf, vermag sich manch eine oder einer gar nicht genug zu begeistern. Für die Wirtschaftswissenschaft ist die beschriebene, alltäglich ach so segensreiche Wirkung bereits auch eine tiefe theoretische Begründung für die Notwendigkeit von Geld. Fürwahr ein „pffiffig ausgedachtes Auskunftsmittel“, spöttelt Marx.

Rasend

Doch nicht allein Neoliberale reinen Wäsers freuen sich gedankenlos über die geld- und geschäftsgewandte „unsichtbare Hand des Marktes“. Diese gelungene Mystifikation aus dem Hause Adam Smith ist heute geradezu ein Gassenhauer. Wer sonst nichts hinterfragt, fragt zumindest eines: Wie bitteschön finden denn Angebot und Nachfrage zusammen? Die Frage enthält – wie billig – ihre eigene Antwort, und diese lautet, unschwer zu erraten: mittels Geld. Zwar konzidiert etwa die Globalisierungskritik, dass Adams Hand mitunter arg daneben greift. Afrika zum Beispiel scheint ihr nicht so recht zu liegen, schwer tut sie sich auch mit weiten Teilen Südamerikas und Asiens, sogar mit Millionen von Menschen in Nordamerika, Japan und Europa, trotz Heimvorteil. Auch mit dem Weltklima kommt sie nicht sehr gut zurecht. Ganz abgesehen vom menschlichen Wohlbefinden, das wahrscheinlich nicht in den Umkreis ihrer Steckenpferde fällt. Aber lassen wir kleinliche Lästereien, schließlich ist die Sache mit dem unsichtbaren „Ausgleich von Ange-

bot und Nachfrage“ auch mit dem Einsatz aller Gelder dieser Erde, und seien sie noch so pffiffig, – sagen wir's doch, wie es ist – ziemlich undurchsichtig.

Die gängige Klage über den Markt führt jedenfalls bloß dazu, dieses durchaus kalte Händchen an die Hand des Staates geben zu wollen. Von „Leitplanken“ ist da etwa oft die Rede. Der Markt sei für sich gut, doch an sich schlecht. Leitplanken also müsse der Staat ihm setzen. Sehr schön entblößt diese Metapher den konkurrenzistischen Schwachsinn, der in ständiger Begleitung des Marktgefesels auftritt, ob es nun von rechts oder von links daher kommt. Die Leitplanke ist bekanntlich das Komplement zur Autobahn, zur Rennstrecke. Rasende Raser brauchen sie. Freilich nicht, um die Raserei zu unterbinden. Im Gegenteil: Sie kanalisiert die Geschwindigkeit und ermöglicht so erst eine Beschleunigung, die aller Rück- und Hinsichten gegenüber dem Streckenumfeld ledig ist. Die Leitplanken hindern die Raser daran, ins Publikum zu fahren oder in den Straßengraben, und sie hindern andere, die Raser zu behindern. Sie wollen Tod und Zerstörung auf die Renn- und Autobahn beschränken. Und genau damit erhöhen sie bestenfalls die Unfallzahlen.

Ortlos

Freilich ist die Vorstellung von einem „Markt mit Leitplanken“ im Grunde ganz verkehrt. Denn sie suggeriert, dass Markt schlechthin ein Ort sei. Dies ist der Markt mitnichten. Zwar gibt es Supermärkte, Gemüsemärkte, den Markt um die Ecke, Bauern-, Groß- und Flohmärkte, und es gab den Markt der antiken Polis. Doch unterscheidet sich davon der Markt als Beziehungsform. Wir können den *Markt-als-Ort* aufsuchen oder meiden. Dem *Markt-als-Beziehungsform* hingegen entgehen wir in keinem Fall. Wenngleich sein Radius sich je nach Standpunkt eines Unternehmens oder einer Käuferin als lokal, regional oder weltweit definieren lässt, wenngleich auch er sich je nach Warentyp als Güter-, Dienstleistungs-, Arbeits- oder Finanzmarkt charakterisiert, ist der Markt als

Kauf und Verkauf kein bestimmter Ort. Vielmehr bestimmt erst der Markt-als-Beziehungsform den Raum der sozialen Orte, ideell wie materiell.

Der Markt trennt *erstens* das öffentliche Handeln der Handelstreibenden von ihrer privaten Haushaltsführung einerseits, ihrer Arbeit in Fabrik, Büro oder in der „Firma ICH“ andererseits. Insofern ist der Markt die Basis bürgerlicher Öffentlichkeit, ist die so genannte Öffentlichkeit bloß sein politischer Ausdruck. Hat eins in der zuerst genannten Hinsicht etwa an die Anstalten der Medien zu denken, der kommerziellen Bild-, Text- und Tonfabriken, so ist mit der zweitgenannten in letzter Instanz auf den Staat verwiesen. *Zweitens* verteilt der Markt Einkommen und verweist seine Unterworfenen auf Positionen in einer vom Geld bestimmten sozialen Hierarchie. Kauf und Verkauf infiltrieren, Anmache, Anmacher und Angemachte besetzen *drittens* den materiellen Raum. Der Zwang des Kapitals, den Wert seiner Waren in Geld zu münzen, erfordert Bauten und Wege: Kaufhäuser und Boutiquen, Alternativläden, Kinos, Zeitungen, Plakatwände, Kaffeehäuser und Restaurants, Urlaubsdestinationen, Tourismusregionen, Straßen, Flughäfen und Internetleitungen, Architektur und Infrastruktur aller Art. Spuren hinterlässt der Markt allerorten, von „Leitplanken“ fehlt indes jede Spur.

Schließlich und *viertens* ist der Markt-als-Beziehungsform auch eine recht umfassende Denk-, Gefühls- und Verhaltensmatrix. Menschen agieren darin als Kampfdioten, (mehr oder weniger) willens und fähig, einander permanent zu misstrauen, für den „individuellen Nutzen“ zu benutzen und ganz allgemein als lästiges Hindernis in Kauf zu nehmen, bei Gelegenheit aber auch als Objekt der eigenen Befriedigung zu gebrauchen. An der Oberfläche ist diese strukturelle Idiotie, vom Liberalismus jedweder Couleur als „Freiheit des Individuums“ beklatscht, abgemildert durch den „solidarischen“ Zusammenschluss der „vereinzelt Einzelnen“ zu konkurrenzistischen Gruppen und Verbänden. Was etwa gemeinhin als Paradebeispiel für eine „Leitplanke des Marktes“ gilt, die berühmte „österreichische Sozialpartnerschaft“, ist wenig mehr als die institutionalisierte Zusammenrottung von bornierten Trägern ebensolcher Interessen. Die identitären Schranken der Konkurrenzsubjekte mögen zwischen Nationen und „Volkswirtschaften“, zwischen Wirtschaftsstandorten, Betrieben, Abteilungen, Be-

legschaftsteilen oder Individuen verlaufen, entlang rassistischer oder sozialdarwinistischer Kriterien, oder solchen sexistischer oder ethnizistisch-kulturalistischer „Natur“ – das Muster bleibt allemal dasselbe. In jedem Fall sind die Auswirkungen mehr oder weniger verheerend.

Oh du Entdecker! Informant!

Hier und heute kommen wir ohne Geld zu nichts. Um Geld sollen wir deshalb angeblich nicht herum kommen. Es ist im Grunde schon erstaunlich, wie verbreitet diese Behauptung ist. Erstaunlicher noch ist allerdings die Ansicht, es gebe Markt ohne Kapital. Diese umspannt die Subsistenzperspektive einer Veronika Bennholdt-Thomsen ebenso wie die Kritik der Globalisierung in den Reihen von Attac, reicht von Hans-Georg Conert, einem reflektierten Sozialisten, bis zu einem informierten Interpreten Marx' wie Elmar Altvater; da mögen sich die kritischen Begriffe „Fetisch“ oder „Warenform“ noch so fröhlich in den Texten tummeln und sich noch so treffende Zustandsbeschreibungen finden, mögen noch so engagierte Plädoyers für „Solidarität“ und „Nachhaltigkeit“ gehalten und mag „der Kapitalismus“ – was auch immer dies dann sei – auch noch so heftig kritisiert werden. Dessen ungeachtet liest eins in derlei Schriften von der unbeirrten Überzeugung: Markt ist unumgänglich.

So etwa bei Elmar Altvater, wenn er hinsichtlich einer „redistributiven“, an konkret-stofflichen Kriterien und sinnlichen Bedürfnissen orientierten Verteilungsweise behauptet: „Redistribution verlangt eine einigermaßen überschaubare Gesellschaft mit nicht zu komplexen sozialen und ökonomischen Beziehungen. Sonst hat F.A. von Hayek Recht mit seiner Kritik an der sozialistischen Planwirtschaft, dass sie nicht in der Lage sei, das Informationsproblem zu lösen. Märkte, so seine These, seien Informationsbeschaffungs- und -verarbeitungssysteme und der Wettbewerb sei vor allem ein Entdeckungsverfahren. Das gilt in besonderer Weise auf globaler Ebene, auf der ein redistributives System schwer vorstellbar ist“ (Das Ende des Kapitalismus, 2005, S. 185). Der Schulterchluss mit dem neoliberalen Guru Hayek ist ebenso pikant wie bezeichnend. Geradezu haarsträubend aber wird es, wenn Altvater den Wettbewerb um den Profit als ein „Entdeckungsverfahren“ schönredet. Immer noch beruhen so genannte Entdeckungen auf Kreativität, Intuition, Zufall, Forschung und vor-

allem Kooperation. Es ist typisch für das marktwirtschaftliche Bewusstsein, dem Wettbewerb Qualitäten zuzusprechen, die er nicht hat, jene aber auszublenden, die ihn gerade kennzeichnen. Das Ziel des marktlichen Wettbewerbs ist nicht Entdeckung, sondern Profit. Insofern verdeckt der Wettbewerb zwangsläufig jene tatsächlichen oder möglichen Entdeckungen, die seiner Bewegung und seinem Motiv zuwiderlaufen. Es ist eigentlich offenkundig, dennoch verdrängt es sich so leicht: Am Markt geht es nicht darum, wer am schönsten singt, am meisten produziert, die schnellsten Computer erzeugt, eine neue Pflanzenart beschreibt, die liebevollste Zuwendung geben kann oder die besten Ideen generiert. Zentral ist vielmehr die Frage, wie ein Maximum an Geld zu machen ist. Die Herstellung oder Bereitstellung notwendiger, sinnvoller und genüsslicher Güter oder Dienste ist Mittel zu diesem Zweck, nicht aber das eigentliche Ziel. Der im ökonomischen Lehrbuch auffindbare „Qualitätswettbewerb“ ist kein Gegensatz zum „Preiswettbewerb“. Beide sind vielmehr immer schon Funktion des *Profitwettbewerbs*, wonach wir im Gros der Lehrbücher allerdings vergeblich fahnden. Aufgrund dieses eindimensional-primitiven, abstrakten Selbstzwecks nehmen weder Produktion noch Verteilung Rücksicht auf Mensch oder Natur. Genau das ist ja mit erschreckender Deutlichkeit und allerorten zu besichtigen.

Würden wir Altvater und Hayek Glauben schenken, so wäre der Markt aber nicht nur Konkurrenzarena – unschwer ist das schließlich festzustellen –, sondern auch ein „Informationsbeschaffungs- und -verarbeitungssystem“. Das wirft einige Fragen auf. Welche Information wird hier von wem beschafft? Wo, wie und von wem wird sie verarbeitet? Und für welchen Zweck? Altvater ist in diesem Punkt nichts weiter als ein x-beliebiges, ordinäres Ökonomie-Lehrbuch: „Preise sind eindimensionale Informationskonzentrate“ (Grundzüge der VWL für Juristen, E. & M. Streissler 1986, S. 117). Sehen wir einmal mehr ab von der Mystifikation, dass „der Markt“ bei Altvater etwas „tun“ soll, wozu nur Menschen in der Lage sind, nämlich Informationen zu erkennen, zu beschaffen und diese sinnvoll zu interpretieren, so lässt sich sagen, dass der Markt in Gestalt der Preise lediglich zwei Sorten Information bereit hält. Dem Unternehmer zeigt er *erstens*, ob seine Ware mit Profit verkäuflich ist, und einem Investor folglich, ob ein Unternehmen sich rentiert, den Konsumierenden hingegen *zwei-*

tens, was wie viel kostet. Mehr „zeigt“ der Markt beim besten Willen nicht. Die vielbesungene, schon weiter oben angesprochene „Funktion“, Angebot und Nachfrage zu „koordinieren“, erfüllt er jedenfalls nicht. Nichts und niemanden koordiniert der Markt. Nichts weiter ist er als die Gesamtheit aller Käufe und Verkäufe. Schlicht und ergreifend. Angebot und Nachfrage werden überhaupt nicht koordiniert. Beide fallen vielmehr mit schöner Regelmäßigkeit auseinander, weshalb das Kapital sich bekanntlich in einem Karussell von Prosperität und Krise dreht. Mit konkreten menschlichen Bedürfnissen aber haben Angebot und Nachfrage so und so nur indirekt und partiell zu tun, bestimmend sind hingegen die Erwartung von Profit zum einen und zum anderen die Fähigkeit zu zahlen.

G plus Strich

Markt ohne Kapital sei also möglich. Wir glauben's nicht. Das müsste uns eins mit guten Argumenten demonstrieren. Bis dahin wollen wir die Sache nüchtern sehen. Setzen wir also isolierte Einzelne voraus, gleich Adam Smith. Sie nur unterliegen dem Zwang zu tauschen. Ansonsten würden sie sich absprechen, kooperativ und koordiniert produzieren – was nach Ansicht der Markt-ohne-Kapital-Fraktion jedoch unmöglich sei. Nehmen wir W für Ware und G für Geld. Ein Tauschakt verlaufe nach der Formel $W-G-W$. Als Waren seien zum Beispiel Schuhe und Eier vorgestellt. Ein Schuhmacher verkaufe Schuhe, mit dem erhaltenen Geld kaufe er sich Eier. Der Vorgang findet Anfang und Ende in einem konkreten Bedürfnis, das eine bestimmte Ware befriedigt. Geld dient hier lediglich als Tauschmittel, ist nicht das Motiv der Handlung.

Dieses Beispiel verdeutlicht freilich nur den Kauf- und Verkaufsakt zweier beliebiger Konsumenten. Es ist der Standpunkt des Lohnempfängers, der für Geld Ware will. Nicht aber spiegelt es die Realität der Marktwirtschaft, den übergreifenden Zusammenhang, in dem Lohnempfängerin und -empfänger sich bewegen. Zentral ist dort die Ware Arbeitskraft. Nicht der Zahl ihrer Exemplare nach, sondern des Umstands wegen, als einziger Wert und Mehrwert zu produzieren. Kein Produktionsmittel, kein anderer „Produktionsfaktor“ ist dazu in der Lage. Selbst wenn wir die wertkritische Theorie von Marx nicht nachvollziehen wollen – und an dieser Stelle sei es unterlassen, das Geheimnis des Werts und seiner

Just do it! Österreich weiß, wie's geht

Ein weißes Plakat, auf dem ein durchgestrichenes „Hätti-wari“ (für unsere norddeutschen LeserInnen: „Hätt'ich – wär'ich“) steht und durch ein „habi gmacht“ ersetzt wurde. „Hätti-wari“ tönte auch auf allen Radiosendern, flimmerte auf allen Fernsehstationen. Das Austrian Chapter der International Advertising Association (IAA) machte sich auch heuer wieder auf diese Weise für ein „positives Wirtschaftsklima“ stark. Nach der „Nicht-raunzer“-Kampagne wurde mit dem Slogan „Red nicht. Tu was!“ fortgesetzt, um „weitere Impulse für eine optimistische, anpackende Haltung zu setzen und vor allem den Unternehmen Mut für Investitionen zu machen“.

IAA-Vizepräsident Mariusz Jan Demner: „Wir sind vielleicht nicht das ‚bessere Deutschland‘, aber sicher das nicht so schlechte Österreich. Dennoch gibt es viel zu tun. Einmal mehr packt die IAA daher mit Initiative und positivem Denken ein für alle wichtiges Thema an: mehr Optimismus, mehr Initiative in die Wirtschaft zu bringen.“

„Schöpfung“ zu lüften –, so bleibt doch der Umstand eklatant, dass ein Unternehmen von beliebiger Façon nicht produziert, um Schönes unter die Leute zu bringen oder zur „Wellness“ seiner „Arbeitskräfte“ beizutragen, sondern um eine positive Bilanz auszuweisen, „Plusmacherei“ zu betreiben, wie Marx es ausdrückt. Allein schon die begriffliche Unterscheidung des Unternehmens von den – wohl-gemerkt – zu „Arbeitskräften“ Degradierten, die es beschäftigt, verweist ja auf die absurde Verkehrung im Verhältnis zwischen den Menschen und ihren Kapital gewordenen Produktionsmitteln. Erstere sind letzteren untergeordnet. Wieder: Es ist dies eine Banalität und dennoch drängt es offenbar dazu, sie zu verdrängen. Der zentrale, weil die Warenproduktion erst betreibende Käufer ist in der Marktwirtschaft nicht, wer über Lohn verfügt, sondern wer Geldkapital locker machen kann und Löhne zahlt.

Wir müssen uns also, sprechen wir vom Markt, dem Kapital zuwenden. In seiner einfachsten Form beschreibt Kapital die Bewegung $G-W-G'$. Manch eine mag an dieser Stelle wissend nicken – in der Tat,

2000 Zeichen

abwärts

Dementsprechend hat die IAA-Kampagne echte Helden im Fokus: Unternehmer, Entdecker, Erfinder. Und einen richtigen Antihelden: den ‚Hätti-wari‘. Der ‚Hätti-wari‘ hätt' so gern, wäre da nicht dies oder jenes, und er hätt' auch was getan, aber leider war das und das. Der ‚Hätti-wari‘ hätt' gern das Richtige gemacht, aber immer aus der Retrospektive: Weil er immer nur redet, aber nie anpackt, bringt er auch nichts weiter. Sein rückwärts gewandtes Scheitern macht ihn menschlich, aber es zeigt auch die Gefahr des Zerredens. Er macht uns Mut, etwas anzupacken, um nicht so zu enden wie er.“

Legionen von Arbeitslosen *hams gmacht* – sich hunderte Male beworben, ohne einen Job zu bekommen. Viele *ham sich selbständig gmacht* – und sind gescheitert, haben vielleicht ihr gesamtes Ersparnis verloren oder stehen mit einem Haufen Schulden da. Legionen von Arbeitenden *hams gmacht* – drei Jobs nebeneinander und können trotzdem nicht davon leben.

Dem goldenen Kalb Wirtschaftswachstum und einer guten Stimmung wird alles geopfert, auch die Arbeitslosen. *M. Wö.*

so kommen wir den wirklichen Verhältnissen schon bedeutend näher. Was drückt die Formel aus? Der Unternehmer schießt Geld vor, kauft damit Arbeitskraft und Produktionsmittel, lässt Waren produzieren, verkauft sie und erhält G' , die ursprünglich vorgeschossene Summe Geld vermehrt um den Profit. Der schließlich teilt sich in Unternehmergewinn und Zins. Von diesem Standpunkt aus wird sichtbar: Mehrgeld ist der Zweck der ganzen Aktion. Ohne G' macht Warenproduktion für den Eigner von Geldkapital schlicht keinen Sinn. Im Gegenteil: Weil Geld „alles kauft“, einen allgemeinen, abstrakten „Reichtum schlechthin“ darstellt, vollständig entbettet jeder konkreten Verwendung, macht es sogar sehr viel Sinn, in erster Linie Geld vermehren zu wollen, die Waren hingegen lediglich als mehr oder weniger lästige Transportmittel von potenziellem Geldwert, der sich in beliebige Ware umsetzen lässt, zu betrachten. Der verhängnisvollen Verkehrung von G und W , von geldwertem Mittel und warenförmigem Zweck des vermeintlich harmlosen Tauschgeschäfts, entgeht auch eine philanthropische Gesinnung nicht.

Denn die Unternehmen sind eben Unternehmen, das heißt: *Privatproduzenten*, die wie gewünscht erst über den Markt zusammenfinden. Damit ist Konkurrenz gesetzt, woraus der Zwang zur Profitmaximierung resultiert, Reinvestition und Kapitalakkumulation im Gefolge – der allseits bekannte Zirkus also. Mit dieser betrüblichen Verkettung hätte sich im Übrigen auch eine Arbeitergenossenschaft herumzuschlagen. Auch sie wäre gezwungen, Vorprodukte und Produktionsmittel am Markt zu kaufen und Mehrgeld durch Verkauf ihrer Waren einzunehmen. Wie so etwas in der Praxis aussieht, ist etwa in Argentinien zu beobachten. Fazit: Wo Konkurrenz drinnen ist, da kommt Konkurrenz auch heraus. Der Markt ist nicht Gegenstück zum, sondern Transitraum für das Kapital, er ist eine Dimension seines Daseins. Auch historisch gilt das: Erst das Kapital schuf einen Markt in gesellschaftlicher Ausdehnung; dass überhaupt der Markt als solcher existiert, geht auf sein Konto. Ohne Kapital keine Marktwirtschaft. Da hilft kein Wehklagen. Entweder oder.

G plus Staatskommando

Einer letzten „Möglichkeit“ wollen wir uns widmen. Lassen wir die Illusionen spielen! Nehmen wir an, die Produktionsmittel befänden sich sämtlich in Staatsbesitz, in der Gewalt eines zentralen Verwaltungsapparates anstelle einzelner Kapitalisten. Welche Aufgaben hätte wohl ein solcher Staat? Wir bitten zu uns: Madame Realität. Wir sagen es kurz: Schon eine grobe Auflistung lässt ein bürokratisches Monstrum ahnen. Müsste es doch die Bedarfe der Konsumenten wie der Betriebe erheben, Investitionspläne erstellen, die entsprechenden Aufträge verteilen und schließlich auch die zu ihrer Erfüllung notwendigen Stoff- und Energieflüsse koordinieren. Seine Planung müsste eine umfassende (realiter unmögliche) Kontrolle einschließen. Eines solchen Staates grundlegendes Dilemma bestünde darin, dass ihm, einem vom Rest der Gesellschaft abgehobenen Gewaltapparat, die Unternehmen nur äußerlich unterworfen wären. Bezeichnenderweise bliebe die Produktion in einzelne „Betriebswirtschaften“ und „Haushalte“, die ihren gesellschaftlichen Zusammenhang nicht direkt, sondern über Geld vermittelten, zersplittert. Die Individuen würden sich nicht gemeinsam absprechen, sondern von einer externen Instanz auf bestimmte Leistungen vergattert. Ihr eigener Zu-

sammenhang bliebe ihnen äußerlich, in Gestalt von Geld und Staat.

Der verblichene Realsozialismus illustrierte dieses Dilemma auf's anschaulich Schauderlichste. Spiegelbild des unaufgelösten Widerspruchs war der eigenartige *Doppelcharakter* des realsozialistischen Planungssystems – der nicht zufällig an den Doppelcharakter der Ware erinnerte, zugleich Gebrauchs- und Tauschwert zu sein. Die Planung ging zwar von naturalen, stofflichen Ziele aus, rechnete diese aber für die Produktionspraxis in Geldeinheiten um. Es sollten gute, schöne, nützliche Dinge und Dienste für die Gesellschaft produziert werden. Produziert wurden aber prima vista abstrakte Geldwert-Quanta in Gestalt mehr oder weniger defizienter Waren. Damit in unmittelbarem Zusammenhang stand die blinde *Wachstumsfixiertheit*, der entsprechend die absolute Ausdehnung des Produktionsumfangs als primäres Wirtschaftsziel galt. Gemäß einer naturalistischen Arbeitswertlehre – fälschlich mit Marx in Verbindung gebracht –, die den Wert in der Ware hausen sah wie Bier in der Flasche, berechnete sich der Geldwert der Waren fatalerweise anhand der einzelbetrieblichen Aufwendungen. Je mehr Arbeit und Rohstoffe eine Produktion verbraten konnte, desto mehr abstrakter, monetärer Wert kam dieser verqueren Formel nach heraus, desto besser war das Betriebsergebnis. Fürwahr, ein superbes Rezept für Sozialismus. Die Staatsplanung war, wie sich zeigte, alles andere als ein zureichender Ersatz für den freien Markt. Genau dessen Vermittlung sorgt ansonsten ja dafür, dass als Wert einer bestimmten Ware nur die zu ihrer Herstellung gesellschaftlich durchschnittlich notwendige abstrakte Arbeitszeit erscheint und nur sofern die fabrizierten Gebrauchswerte tatsächlich auch auf zahlungsfähige Nachfrage treffen; dies alles aber ist nicht berechenbar im Voraus, sondern ergibt sich immer erst im Nachhinein, eben über den Markt.

Angesichts der sowjetischen Blamage kamen immer wieder Hybrid-Systeme staatlich geplanter Marktwirtschaften ins Spiel; übrigens schon in den Reformdebatten der UdSSR seit den 1960er Jahren. Je größer die Verfügungsmacht der Unternehmen, desto virulenter allerdings der Widerspruch zwischen partiellen, abstrakt-monetären Betriebs- und staatlich festgelegten, konkret-stofflichen Interessen. Die Auswirkungen einer solchen Konfiguration analysiert Ernst Lohoff anhand des jugoslawischen „Selbstverwaltungssozialismus“ (Der Dritte Weg in den

Bürgerkrieg, 1996). Aber auch die Erfahrungen der französischen Planification der 1950er Jahre verweisen auf die enormen Schwierigkeiten, ja auf die Unmöglichkeit, Produktion und Verteilung im Rahmen von Kapital, Markt und Staat sinnvoll zu planen. Zwangsläufig ist eine staatliche Investitionslenkung, dem hehren Ziel einer „konkreten Bedarfsorientierung“ zum Trotz, mit der Gefahr konfrontiert, Monopolprofite, „Investitionskartelle“ und „Pyramidenbauten“ zu fördern sowie defiziente, destruktive Produktionen zu stützen. Die Orientierung am „Bedarf“ stünde permanent im Clinch mit jener am Profit. Behielte der Staat hingegen die Gewinne ein, um selbst die Investitionen vorzunehmen, so hätten weder Betriebe noch private Investoren einen Produktionsanreiz. Auch wäre die Koppelung von Produktion und Bedürfnissen problematisch. Denn es ist einzig der Profitzwang, der, durch die Konkurrenz vermittelt, im System der Warenproduktion Bedürfnisse überhaupt einer – wie wir wissen: höchst beschränkten – Berücksichtigung würdig macht. Zwar gibt oder gab es immer einen unterschiedlich ausgedehnten Non-Profit-Sektor, und man könnte meinen, hier läge doch ein Beispiel vor für Markt ohne Kapital. Jedoch existiert dieser Sektor nur nach Maßgabe der Profitproduktion, die eine entsprechende steuerliche Umverteilung oder aber eine zahlungskräftige Privatnachfrage zu seinen Gunsten erst ermöglicht. Ohne Profit auch kein „Non-Profit“.

Nochmal, W ohne

Kapitalismus ist zuerst einmal „Big Business“. Dieses Business is *so big*, dass es nicht gar leicht in den Blick zu bekommen ist. Viel leichter dagegen legt sich das Augenmerk auf einzelne seiner Züge. Führen wir etwa ein Bankkonto, so fällt geradezu ins Auge: Da fehlt das W. G tragen wir zur Bank und holen ab G'. Kein W nicht gibt's; von unserer Seite her betrachtet. Erfreuen wir uns einer Tüte Lohn, so existiert da wiederum kein G'. Wir geben G gegen W – und das war's auch schon. Sind wir hingegen Unternehmer von bestimmtem Zuschnitt – lassen Sie es mich umschreiben, in etwa so: vom Wunsch beiseelt, die Welt mit unseren Waren und unserem besonderen „Geist“ zu beglücken, Arbeitsplätze zu sichern, die Wirtschaftsregion zu stärken, Menschen ihr täglich Brot im Schweiß ihres Angesichts zu geben –, dann haben wir zwar G' im Auge, und auch das W. Ersteres füllt mit Gewinn

unsere Bilanz, mit Stolz füllt unsere Brust das Zweitere. Hingegen kommt uns G-G' womöglich fremd, gar unnatürlich vor; insbesondere, malträtiert uns ein Kredit. Oder aber: wir – ehemals kleiner W-Produzent – sind groß geworden und gehen an die Börse. Dieser Gang entpuppt sich eventuell, bei schlechtem Gang der Geschäfte, als ein Opfergang. Wem haben wir uns da verkauft, so fragt das W in unserer stolzen Produzentenbrust, Reihen von „ehrlichen Arbeitern“ hinter sich. Werte wollten wir schöpfen, W wollten wir machen, G' sollte uns nicht schaden. Nun haben wir den Börsenanalysten zu dienen. Ja, verkaufen wollten wir. Aber doch nicht gleich das Unternehmen! Auf den Namen G-W-G' hätte das Business hören sollen. Und hat ja auch darauf gehört. G-G', vulgo: Zins – das war vielleicht ausgemacht. Das mag uns bis jetzt auch so gefallen haben. Schließlich wäre ohne Zusatz-G unser Strich erheblich kürzer. Aber die Bedingungen haben sich verändert. Schließlich sitzen wir auf jeder Menge W. Was aber interessiert uns W – „ehrliche Arbeit“ hin oder her. Herrgott nochmal, G muss her, mehr muss es werden, unterscheiden muss man doch können, zwischen W und G, und G und G, zwischen der Rede sonntags oder montags. Bis zu G' aber ist's ein weiter Weg, zumal wenn andere schneller sind. Unfair ist das. Aber wirklich! In unserer zornigen Enttäuschung vergessen wir, dass nicht nur „ohne Geld ka Musi“, sondern dass es ohne Kapital keine Gewinne spielt, ohne Gewinne aber auch kein Kapital; und dass niemand Geld zum Vergnügen leiht, und selten nur aus Güte.

Da haben wir nun eine mögliche Perspektive durchgespielt, eine Erregung vorgeführt. Deren gibt es indessen mehrere. Dass W gut ist etwa, das behaupten beinahe alle; dass W¹ (nehmen wir zum Beispiel: Sockensorte 1, Osterstriezel fabriksfrisch, Ostereier) überlegen sei gegenüber, sagen wir W² (Sockensorte 2, Topinambur aus biologischem Anbau, Marx-Engels-Werke Band 23), unterstreicht dies unentwegt. Auch dass G gut sei, meinen viele. Viele aber meinen auch: es wäre anders, besser, anders besser einzusetzen; also besser anders. Das mag in vielen Einzelfällen stimmen. Hier aber soll uns die Struktur des Arguments interessieren. Es geht dabei G¹ gegen G², die Sache also bleibt sich im Grunde gleich. G bleibt Sieger. Kommen wir nun zu G': meist schlägt eins auch hier bloß eine andere Verwendung vor. Sieger bleiben nach wie vor W, G und natürlich auch G'.

Das Bummerl hat dann G-G'. Das kritisieren viele. Das schmeckt nur wenigen so wirklich. Meist wird kritisiert mit Sitz in W, wenn um der „ehrlichen“ oder „ordentlichen“ Arbeit oder guter Güter willen; dagegen vom Standpunkt G-W-G' aus, wenn im Namen „schöpferischen Unternehmertums“. Da gehen erstere mit zweiteren auch immer wieder Hand in Hand. Solange die unmittelbaren Produzenten W's oder Freund „Unternehmergeist“ sich nicht gerade selber üben in G-G'; die Stichworte dazu wären: Pensionsvorsorge, Kapitalaufstockung, Mitarbeiterbeteiligung. In diesem Fall nämlich sieht die G-G'-Kritik ein wenig komisch aus.

G-G' jedenfalls ist im System von G-W-G' so zwangsläufig wie die Autobahn bei Existenz des Individualverkehrs. G' ist ja das Ziel, W bestenfalls Station. Wir sehen es an uns selbst: wir selber verkaufen ja G als W, das G' abwirft, wenn wir ein Konto eröffnen. Betitelt das neuerdings in Gewerkschaftskreisen gern gesehene Wirtschaftsmagazin *brand eins* März diesen Jahres seinen Themenschwerpunkt „Kapital“ mit „Kapitalismus heute: Mehr Geld als Verstand“, so sollte doch eine Frage auf der Zunge liegen: Was ist klug im Kapitalismus? Geld aus dem Fenster werfen ja wohl nicht. Viele Wege führen nach G'. Blöd ist von diesem Ziel aus gesehen jedenfalls, wer immerzu den ausgerechnet längsten nimmt.

Langer Rede kurzer Sinn: Im Kapitalismus hängt alles mit allem zusammen. Es sieht aber deshalb nicht gleich alles von allen Seiten her betrachtet gleich aus. Vielmehr ganz anders. Es verhält sich mit dem Blick auf's Kapital so wie mit einem Hologramm. Von einer Seite her sehen wir das Profil eines Gesichts. Von der anderen die Front, zwei Augen mittendrin. Von hinten sieht ein Hals und Haar, von oben Haar und Glatze, von unten aber Kinn und Bart, eventuell auch zwei Nasenlöcher. Alle Bilder ganz verschieden, je nach Richtung, Position und Ausschnitt. Handelt es sich deshalb um je verschiedene Wesen? Können wir deshalb sagen: ich hätte lieber Kinn und Bart, Haar und Glatze jedoch nicht; das Profil aber nehme ich gern dazu; den Hals legen sie mir dann noch oben drauf, wenn's Ihnen recht ist. Können wir? Können wir natürlich nicht.

Wenn schon, denn schon

Geld ist notwendig in einer Gesellschaft von Warenproduzierenden, von sozialen

Wesen also, die kurioserweise erst am Markt feststellen, *ob* und *wie* sie eigentlich zusammengehören. Geld ist unser eigener, in eine dingliche Gestalt projizierter gesellschaftlicher Zusammenhang. Wir tragen ihn, Marx bringt es auf den Punkt, gleichsam in der Tasche mit uns herum. Damit spielt Geld zugleich die Rolle eines abstrakten „Anteilscheins“ auf den konkreten Reichtum. Die Gleichgültigkeit gegen die konkrete Produktion ist auf diese Weise mit ihm strukturell verbunden; schließlich bestätigt sich die Gesellschaftlichkeit der Produzierenden ja allein via Geld. Nicht zuletzt ist so ein „Freibrief“ ausgestellt für die Akkumulation von Macht in den Händen weniger. Wenn die Gesellschaftlichkeit als solche eine abstrakte Gestalt annimmt, die außerhalb der konkreten Beziehungen liegt – wie dies im Geld geschieht –, dann ist damit schon die Möglichkeit gesetzt, dass, wer über dieses Medium im Übermaß verfügt, die Gesellschaft nachgerade *in die Hand* bekommt – ungeachtet der „Eigendynamik“ des Geldmediums, die fortwirkt. Dass aber Geld sich in den Händen weniger tatsächlich akkumuliert, ist allein schon Folge dieser „Eigendynamik“, des von ihm bestimmten Selbstzwecks der Warenproduktion: Mehrgeld. Versuche einer Regulierung greifen in dieser Hinsicht immer schon zu kurz. Sollte es dafür eines Beweises noch bedürfen, die Geschichte des Kapitalismus liefert ihn.

Kein Wunder also, dass der „geplante Markt“ des Realsozialismus in die Binsen ging. Wundern aber müssen wir uns über all die farbenfrohen Neuaufgaben ähnlich widersinniger Ideen. War der Realsozialismus immerhin noch historisch zu verstehen als ein ideologisch überdrehter „Kriegskommunismus“, dessen Lebensspanne um Jahrzehnte mit Gewalt verlängert wurde, so gelingt mit Kopfgeburten in der Art von „Märkten mit Leitplanken“, einer „sozialistischen Marktwirtschaft“ oder gar eines „zivilisierten Kapitalismus“ nicht einmal mehr das. Wo eine „solidarische Warenproduktion“ propagiert oder eine „Sozialisation der Konzerne“ gefordert wird, mag durchaus der Gedanke einer gemeinsamen Aneignung der gesellschaftlichen Reichtumsmöglichkeiten aufscheinen. Als Gegenmodell zu Markt und Kapital taugt derlei jedoch noch lange nicht. Auch wenn es sich bedeutend leichter schreibt als tut: Mehr Phantasie ist gefragt, und auch mehr Mut. Motschgern jedenfalls ist out. Wir bitten zum Tanz!

Vollbeschäftigtes Irrenhaus

von Maria Wöflingseder

Heuer, im österreichischen Wahljahr, hat die Regierung eine Menge Geld locker gemacht – das AMS-Budget wurde um ein Drittel erhöht –, um die Arbeitslosen noch erfolgreicher aus der Statistik zu entfernen. *Gemeinnützige Personalüberlasser* sind die neuen Wundertäter. Arbeitslose verwandeln sich in ihren Händen auch ohne Job in Beschäftigte. Für diese reduziert sich jedoch bei neuerlicher Arbeitslosigkeit mitunter die Höhe der Unterstützung auf zirka 420 Euro.

Weiblichen Arbeitslosen wurde zuhauf der BILLA-Einberufungsbefehl zugestellt: Frauen wurden wahllos „zwangsrekrutiert“ und erhielten dafür nicht von der Supermarktkette, sondern vom AMS eine geringe Entlohnung.

Beim *Forum Alpbach* verkündete der alpenländische Wirtschaftskammerpräsident Christoph Leitl, das Ziel sei Vollbeschäftigung in zehn Jahren. Wobei ihm das dänische Modell richtungweisend sei. Demnach sollte es eine höhere, aber kürzere Arbeitslosenunterstützung geben. Nach einer bestimmten Zahl von Ablehnungen angebotener Jobs sollten die Arbeitslosen in den Pflegeberuf umgeschult werden.

Der Wirtschafts- und Arbeitsminister Martin Bartenstein verhiß ganz nonchalant die baldige erfolgreiche Senkung der Arbeitslosenzahl auf unter vier Prozent. Auf jene Zahl, die als Vollbeschäftigung gilt.

Die Mär von den Arbeitslosen, die alle aufgrund ihrer Ungebildetheit arbeitslos wären, wird gebetsmühlenartig wiederholt. Sie dient wohl vor allem dazu, das Bildungsgeschäft anzukurbeln. Also alles angeblich nur eine Frage der Behebung individueller Defizite. Warum es aber jetzt schon so viele arbeitslose AkademikerInnen gibt bzw. solche, die ständig mit der Begründung „überqualifiziert“ abgelehnt werden, erklärt niemand.

Vom *Institut für Höhere Studien* wird gefordert, die 8000 Jugendlichen ohne Hauptschulabschluss müssten diesen nachholen, weil sie sonst von Arbeitslosigkeit bedroht wären. Vorbild sei Polen, wo die Arbeitslosigkeit viel höher sei als in Österreich, aber von den Jugendlichen hätten fast alle einen Schulabschluss. – Die Konsequenz, dass also genug Bildung auch nicht vor Arbeitslosigkeit schützt,

liegt auf der Hand, will aber nicht gesehen werden.

Jetzt, nach der Nationalratswahl, wartet das Wirtschaftsforschungsinstitut mit einem Weißbuch von 70 Experten auf. Ziel ist die Wiedererreichung der Vollbeschäftigung. Das Werk wurde von den Sozialpartnern in Auftrag gegeben und wird von diesen auch inhaltlich unterstützt. Gemeinsam wollen sie das Wirtschaftswachstum auf über 2,5 Prozent pro Jahr bringen; ab diesem Wert beginne die Arbeitslosigkeit zu sinken. Die kontroversiellen Vorschläge reichen von Flexibilisierung der Arbeitszeit (bis zu 12 Stunden täglich) bis zur Ankurbelung der Hochtechnologie.

Das *Zentrum für Soziale Innovation* veranstaltete kürzlich eine Aktionswoche. Die Themen waren „Arbeitslosigkeit, Mängel in Bildung und Weiterbildung, technologische Herausforderungen, Gefährdung des sozialen Zusammenhalts (soziales Europa) und Demokratiedefizite, sowie neue Formen der Steuerung von Entscheidungsprozessen („governance“ bzw. ein demokratisches Europa)“. Die Kernaussage war die Forderung nach „neuen Verfahren“, „neuen Regeln“, den so genannten „sozialen Innovationen“, die heute notwendig wären. Wichtigstes „Verfahren“ sei die Umverteilung von Reich zu Arm, ein Prozent des Reichtums wäre dafür genug. Ferner müsste mehr „investives Kapital“ bereit gestellt werden.

So weit einige Beispiele, in welcher Weise Hunderte von PolitikerInnen und WissenschaftlerInnen damit beschäftigt sind, mit dem Problem Arbeitslosigkeit fertig zu werden. All diese Versuche sind gleichermaßen unreal wie zynisch. Dass es nie wieder Vollbeschäftigung geben wird, ist offensichtlich. Dass jemandes Bildungsgrad wenig mit seinen Jobchancen zu tun hat, ist auch klar. Dass Wirtschaftswachstum nicht viel mit weniger Arbeitslosen zu tun hat, ist ebenfalls erkennbar. Aber vielleicht geht es ohnehin lediglich um die Statistik. Aber was besagt diese Statistik? – Dem Ende der klassischen Arbeitsverhältnisse entspricht auch ein Ende der klassischen Arbeitslosigkeit. Das heißt, Arbeitslosigkeit ist nicht mehr die Zeit zwischen zwei „fixen“ Anstellungsverhältnissen, denn die Bereiche Arbeit und Arbeitslosigkeit verschwimmen immer

mehr. Geringfügig Beschäftigte, Beschäftigte als „freie Mitarbeiter“, neue Selbstständige, also ICH-AGs, alte Freiberufler, befristet Angestellte, und dazwischen immer wieder Zeiten der Arbeitslosigkeit, das ist heute die Norm.

Deshalb sagt die staatliche Arbeitslosenstatistik sehr wenig über die tatsächliche Zahl der Arbeitslosen aus. Und sie sagt nichts über die *working poor* aus, die von ihrem Job, ihren *McJobs*, nicht leben können. Sie sagt ebenfalls nichts darüber aus, wie viele Menschen nicht versichert sind, z.B. weil sie sich keine Krankenversicherung, geschweige denn eine Pensionsversicherung als „prekäre Selbständige“ leisten können.

In der Arbeitslosenstatistik werden nur jene Arbeitslosen gezählt, die beim AMS als Arbeitssuchende gemeldet sind, meist also nur jene, die Anspruch auf einen Bezug haben. All jene, die noch nie ein Jahr lang fix angestellt (also mit Arbeitslosenversicherung) gearbeitet haben – und diese Gruppe wird immer größer –, haben keinen Anspruch. Weiters haben jene keinen Anspruch auf Notstandshilfe, deren Partner „zu viel“ verdient. Viele Arbeitslose scheinen in der Statistik nicht auf, weil sie vom AMS gedrängt werden, einen Pensionsantrag zu stellen oder weil sie im (Dauer-)Krankenstand sind. Und nicht zu vergessen, all jene, die sich den Schikanen seitens des AMS nicht aussetzen wollen und sich deshalb nicht arbeitslos melden. In den etablierten Medien wird zwar auf die in der Statistik fehlenden KursteilnehmerInnen verwiesen, aber über all die anderen, ebenfalls nicht Mitgezählten, verliert niemand ein Wort. Linzer Wirtschaftsuni-professoren haben bereits 2005 die tatsächliche Zahl der Arbeitslosen mit mindestens 550.000 beziffert, also weit mehr als das doppelte der offiziellen Zählweise.

Genau betrachtet, müsste die Arbeitslosigkeit aber ohnehin früher oder später „aussterben“. Einerseits, weil die nachkommende Generation kaum mehr Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung haben wird, andererseits, weil die Noch-Bezugsberechtigten mit allen Mitteln aus der Statistik gedrängt werden. Dann hätten wir sie ja bald, die allseits halluzinierte Vollbeschäftigung.

Grundeinkommen – Bedingung der Möglichkeit von Bildung?

von Erich Ribolits

Viele Befürworter eines Grundeinkommens betonen, dass ihre Forderung keineswegs bloß als Krisenmaßnahme zur Milderung der aktuellen Situation zu verstehen sei, in der eine anwachsende Zahl von Menschen keine Chance mehr hat, sich durch den Verkauf ihrer Arbeitskraft einen adäquaten Lebensstandard zu sichern. Über die unmittelbaren Auswirkungen als Sozialleistung hinaus, die ein Minimum an finanziellen Möglichkeiten für jede und jeden – unabhängig davon, ob und in welchem Grad er/sie ins System der Arbeitskraftverwertung eingebunden ist – gewährleisten soll, soll das Grundeinkommen auch Motor für grundsätzliche kulturelle Veränderungen sein. Es soll den gesellschaftlichen Freiraum dafür schaffen, dass sich Menschen von jenem Korsett befreien können, in das ihr Denken durch die Arbeitsgesellschaft gezwängt ist. Dem Grundeinkommen wird damit zugesprochen, ein Gegenkonzept zu den Entfremdungsbedingungen des politisch-ökonomischen Systems darzustellen, in dem das Leben nahezu völlig von den Prämissen des Kaufens und Verkaufens bestimmt ist.

Wenn durch die Einführung eines Grundeinkommens tatsächlich der Entfremdung entgegengearbeitet wird – jenem Phänomen, das die kapitalistische Gesellschaft einerseits charakterisiert und andererseits in ihrem Weiterbestand sichert –, dann stellt das Grundeinkommen quasi eine „Bedingung der Möglichkeit“ von (emanzipatorischer) Bildung dar. Ziel von Bildungsbemühungen, die nicht schon selbst durch das Verwertungssystem korrumpiert sind, ist es ja, Menschen zu animieren, die Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens dahingehend zu hinterfragen, ob und inwieweit durch sie das aktuell mögliche Maß an Entfaltungsmöglichkeiten für alle verwirklicht wird. Bildung kann als jener lebenslange Prozess umschrieben werden, in dem Menschen sich selbst mit ihren Bedürfnissen als humane Wesen in Relation zu den gesellschaftlichen Bedingungen setzen und dadurch jenes Selbstbewusstsein erwerben, das ihnen ermöglicht, das nicht entfremdete „gute“ Leben auch tatsächlich einzufordern, also soziale Bedingungen an-

zustreben, in denen die Kluft zwischen Bedürfnissen und Möglichkeiten geschlossen wird.

Genese des Bildungsbegriffs

Um zu überprüfen, ob emanzipatorische Bildung und die Forderung nach einem bedingungslosen Grundeinkommen tatsächlich in derart engem Konnex stehen, soll im Folgenden zum einen in aller Kürze der Bildungsbegriff in seiner Genese und aktuellen Ausprägung und zum anderen die emanzipatorische Potenz des Grundeinkommenskonzepts hinterfragt sowie die beiden Konzepte zueinander in Beziehung gesetzt werden. Um Missverständnissen vorzubeugen möchte ich allerdings klarstellen, dass es mir im gegenständlichen Text *nur* um die Klärung dieser Frage geht; ob die Forderung nach einem Grundeinkommen darüber hinaus mehr als bloßer Reflex auf die akute Notlage aller jener sein kann, deren Arbeitskraft heute nicht mehr gebraucht wird, will und kann der Text nicht beantworten.

Der moderne Bildungsbegriff ist untrennbar mit der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft verbunden – jener gesellschaftlichen Ordnung, in der an die Stelle der aus dem Gottesgnadentum abgeleiteten Vormachtstellung des Adels ein System trat, in dem der Besitz an Waren und die „Tüchtigkeit“ beim Warentausch zur Grundlage von Macht wurde. Der Bildungsbegriff etablierte sich in den deutschen Ländern ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als ein Ausdruck, mit dem die bürgerliche Klasse ihren besonderen Wert und ihre spezifische moralische Integrität legitimierte und sich von ihren Feudalherrn abgrenzte. Als Ausdruck des Anspruchs, die Geschichte nicht länger als mythisch verhängtes Schicksal, sondern als gestaltbar zu begreifen, trug der Bildungsbegriff in der Phase seines Entstehens einen äußerst progressiven Akzent in sich. Er war gewissermaßen die Fortsetzung des politischen Kampfes des Bürgertums mit pädagogischen Mitteln. Entstanden als Parole im Kampf um gesellschaftliche Emanzipation, birgt er aber bis heute durchaus noch politischen Zündstoff in sich.

Revolutionärer Charakter von Bildung wurde neutralisiert

Der Vorstellung von der „Freisetzung der Vernunft“ – also der Befähigung zum Entwickeln systemsprengender Utopien, die über die gesellschaftlichen Strukturen und entsprechenden Werte, Normen und Verhaltensweisen, hinausweisen – wurde ihr emanzipatorischer Gehalt allerdings bald wieder genommen. Im Zuge der Etablierung der bürgerlichen Gesellschaft wurde der revolutionäre Charakter von Bildung umgehend wieder neutralisiert. Wesentlich dafür war ihre Aufspaltung in Berufsbildung – dem „blinden“ Erwerben verwertbarer Qualifikationen – und in Allgemeinbildung – der abgehobenen Beschäftigung mit dem Wahren, Guten und Schönen. Als berufliche Qualifizierung wurde sie vollständig der Verwertungsprämisse unterworfen und als Allgemeinbildung wurde sie ihr völlig entrückt. Auf der einen Seite Zurichtung, um als Arbeitskraft überleben zu können, und auf der anderen Seite Aneignung schöngeistig-zweckfreien Wissens und kultivierten Verhaltens, unter strikter Vermeidung einer Bezugnahme auf die gesellschaftliche Realität. Entstanden als Instrument des Widerstandes wurde Bildung damit selbst zur systemstabilisierenden Größe.

Die bürgerliche (Allgemein-)Bildungsvorstellung des nur seiner individuellen Veredelung verpflichteten Menschen ist nämlich nicht bloß politisch abstinent, letztlich hintertreibt sie jedweden Anspruch von Bildung als gesellschaftstransformierende Kraft. Indem sie konsequent ausblendet, dass der Majorität der Gesellschaftsmitglieder die zur Beschäftigung mit dem Wahren, Guten und Schönen notwendige materielle und intellektuelle Grundlage systematisch vorenthalten wird, liefert sie einer Minderheit die Legitimation dafür, ihr Mehr an Wissen als prestigeträchtige Dekoration vor sich hertragen zu können und sich der Frage nach den Konsequenzen dieses Wissens überhaupt nicht mehr zu stellen. Indem der gesellschaftliche Skandal einer nicht an die Kandare der Verwertung genommenen Bildung nur für wenige auf Kosten der Unbildung für die Mehrheit nicht selbst

zum Thema von Bildung gemacht, sondern systematisch ausgeblendet wird, gerät das, was zwar weiterhin Bildung heißt, zur bloßen Legitimation bürgerlicher Vormachtstellung und wirkt letztlich entmündigend.

Erst in den 1960er Jahren wurde der politische Anspruch der Bildungsidee wieder verstärkt eingefordert. Von einer Reihe namhafter Vertreter der Bildungswissenschaft wurde die zur pädagogischen Pathosformel geronnene Phrase vom mündigen Menschen in die gesellschaftspolitische Pflicht genommen und der gebildete Mensch als jemand definiert, der gesellschaftliche Domestizierung radikal hinterfragt und im Bewusstsein seiner potentiellen Freiheit deren gesellschaftliche Umsetzung einfordert. Bildung zielt in diesem Sinn auf den Menschen, der sich nicht mit der individuellen Veredelung seiner selbst – unbeschadet von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen – begnügt, sondern sich dem allumfassenden Verwertungsdictat der bürgerlichen Gesellschaft selbstbewusst entgegenstellt.

Dieses Aufflackern des an Emanzipation und (politischer) Mündigkeit orientierten Bildungsbegriffs war allerdings bloß ein vorübergehendes Phänomen. Heute ist Bildung sowohl in ihrer theoretischen Rezeption als auch in ihrer praktischen Umsetzung weitgehend dem Status quo untergeordnet; sie gilt fast ausschließlich als eine Funktion ökonomischer Prozesse. Verstanden wird darunter ein Lernen, das den Einzelnen für ökonomische Prozesse brauchbar macht und ihn befähigt seine Konkurrenten kraft besonderer Verwertbarkeit auszustechen. Sie soll helfen für seine Arbeitskraft einen hohen Marktwert zu erzielen und der Attraktivität des jeweiligen Wirtschaftsstandortes zuzuarbeiten. Von einer Bildung, die an der Würde des Menschen orientiert ist und ihn in die Lage versetzt, über den Tellerrand des Status quo hinauszublicken und Bedingungen des Lebens einzufordern, die das jeweils mögliche Höchstmaß an Freiheit für alle ermöglichen, ist kaum mehr je die Rede.

Bildung gilt heute als ein Element des allgemeinen Kampfes jede/r gegen jede/n – eines Kampfes, in dem der Erfolg des einen nur zu haben ist, um den Preis der Niederlage des anderen. Der Erfolg in diesem zum Wettbewerb schönegeredeten Krieg mit ökonomischen Mitteln bemisst sich einzig und allein an der Zahl der aus dem Feld geschlagenen Konkurrent/-innen. In diesem Konkurrenzkampf

kommt es überhaupt nicht darauf an, was jemand macht, sondern nur darauf, wie gut sich das, was er macht, als Ware am Markt verkaufen lässt. Und im Gegensatz zur weit verbreiteten Vorstellung setzen sich dabei auch nicht die Besten durch, sondern die Skrupellosesten, nämlich jene, die die „Künste der Marktbeeinflussung“ am kaltblütigsten einzusetzen bereit sind.

Aufbauend auf diese kurze Revue der Bildungsgeschichte ließe sich also durchaus der Schluss ziehen, dass die Forderung nach einer materiellen Grundsicherung für alle einen engen Konnex zu emanzipatorischen Bildungsvorstellungen hat. Zum einen – so könnte man meinen – wird damit der unerbittliche und allgegenwärtige Zwang, die eigene Haut zum Arbeitsmarkt tragen zu müssen, gemildert und damit ein gewisses Maß an gesellschaftlicher Freiheit verwirklicht. Zum anderen suggeriert die Idee, dass dadurch auch das Lernen zumindest zum Teil wieder von seiner Anbindung an die Verwertbarkeitsprämisse befreit würde; es bestünde quasi die Chance, die gewonnene Freiheit dafür zu nützen, Lernen zumindest fallweise wieder unter dem Anspruch einer Bildung stattfinden zu lassen, die zur Transformation der gesellschaftlichen Zustände in Richtung von mehr Humanität beiträgt.

Sich mit der kapitalistischen Verwertungsprämisse arrangieren?

Wie schon eingangs erwähnt, verbinden in diesem Sinn viele Befürworter mit dem Grundeinkommen auch die Hoffnung, dass seine Einführung nachhaltige Veränderungen des politisch-ökonomischen Systems initiieren würde. Auf das Grundeinkommen gestützt – so die Erwartung – könnten sich Subkulturen eines Lebens jenseits der Verwertung in Arbeit und Konsum entwickeln; Enklaven und Keimzellen des guten Lebens, aus denen heraus es gelingen könnte, die aktuellen gesellschaftlichen Prämissen zu konterkarieren und letztendlich zu kippen. Diese Vorstellung wird von einer, m.E. äußerst hinterfragenswerten Annahme getragen: dass es möglich sei, die Welt mit dem Geld derer zu verändern, die daran interessiert sind, dass sie so wie bisher weiterfunktioniert.

Die Forderung nach einem Grundeinkommen fußt letztendlich auf der Hoffnung, sich mit der kapitalistischen Verwertungsprämisse arrangieren zu können. Die Grundeinkommensbefürworter nehmen zwar zur Kenntnis, dass dem Kapi-

talismus seine Verwertungspotenz für menschliche Arbeitskraft derzeit in rasch anwachsendem Maß abhanden kommt und es deshalb heute ziemlich sinnlos ist, um neue Arbeitsplätze zu betteln. Allerdings wird von ihnen die weit verbreitete Illusion der ewig weitergehenden Verwertung menschlicher Arbeitskraft durch die Vorstellung ersetzt, dass der Kapitalismus ja auch noch recht gut auf seinem zweiten Verwertungsbein – der Verwertung der Menschen als Konsumenten – weiter durch die Welt humpeln könne. Das Geld dafür müsste man den potenziellen Konsument/innen nur zustecken, indem man es vorher vom vorgeblich im Überfluss vorhandenen Reichtum abgezweigt hat.

In dieser Argumentation werden zwei Reichtumsdimensionen kapitalistischer Gesellschaften vermengt, die tatsächlich in keiner direkten Beziehung stehen – der Überfluss an Gebrauchswerten und der Reichtum an Geld. Während der Gebrauchswertreichtum dem historischen Stand der Produktivkraftentwicklung geschuldet ist, steht und fällt der Überfluss an Geldvermögen – von dem die Befürworter des Grundeinkommens gerne etwas abzweigen möchten – mit dem auf der Verwertung von allem und jedem/jeder beruhenden ökonomischen System. Das vorhandene Geldvermögen ist nicht ein Korrelat des Reichtums an Gebrauchswerten, sondern bloß eines der aktuellen Verwertungssituation. Wird diese allerdings unterlaufen – indem zum Beispiel Menschen, deren Arbeitskraft unverwertbar geworden ist, qua Grundeinkommen ermöglicht wird, trotzdem am sachlichen Reichtum mitzunaschen –, verflüchtigt sich der Geldreichtum in einer ähnlichen Form, wie im Märchen die Goldstücke beim Verlassen des magischen Raums zu wertlosen Rosknödeln werden.

Somit kann die Grundeinkommensforderung gar nicht quer zum geltenden politisch-ökonomischen Status quo stehen. Sie befindet sich in einem geradezu fatalen Konsens mit jener Ökonomie, deren Grundprämisse die Verwandlung von Geld in mehr Geld ist – ja sie setzt sogar deren prinzipielles „gutes“ Weiterfunktionieren voraus. Denn jenes Geld, mit dem das geforderte Grundeinkommen finanziert werden soll, könnte ja nur hereinkommen, indem von den Löhnen und Profiten, die in *gelingenden* Verwertungsprozessen lukriert werden, ein wenig abgezweigt würde. Die Befürworter eines Grundeinkommens gehen somit – meist wohl ohne sich dessen bewusst zu sein und

auch im Widerspruch zu ihrer ansonsten vielfach durchaus kapitalismuskritischen Haltung – vom Sieg des jeweils „eigenen“ Landes im globalen Krieg der Märkte aus. Nur ein Erfolg im Standortwettbewerb könnte die finanzielle Grundlage dafür schaffen, die anwachsende Schar der hierzulande nicht mehr verwertbaren Esser in einer Form durchzufüttern, die in akzeptabler Relation zum allgemeinen Lebensstandard stünde.

In der Grundeinkommensforderung wird ausgeblendet, dass das Bereitstellen von Waren im Kapitalismus niemals der „unschuldigen“ Befriedigung der Bedürfnisse von Menschen dient, sondern immer nur als Nebeneffekt des Profit Machens möglich ist. Dieser Tatsache entsprechend schlagen aber die Bedürfnisse von Menschen, deren Arbeitskraft nicht mehr gebraucht wird, stets Profit mindernd zu Buche und *müssen* deshalb auf ein Minimum herabgedrückt werden. Aus diesem Grund ist übrigens auch zu befürchten, dass die Forderung nach einer finanziellen Basissicherung – genau weil sie letztendlich auf der klammheimlichen Akzeptanz des auf der Verwertung von allem und jedem/jeder aufbauenden Systems beruht – letztendlich zum Vehikel für die Umwandlung aller bisherigen Sozialtransfers in eine Armenversorgung werden könnte.

Unter Kuratel des bürgerlichen Denkkorsetts

Wer für ein Grundeinkommen eintritt, hat sich notgedrungen – ob bewusst oder unbewusst – gedanklich schon unter Kuratel des auf Ware und Verwertung beruhenden bürgerlichen Systems begeben – seine Forderung ergibt nur Sinn innerhalb der entsprechenden Logik. Emanzipation kann dagegen nur das tendenzielle Durchbrechen der Verwertungslogik bedeuten. Sie lässt sich nicht erreichen, indem durch ein klammheimliches Profitieren am Verwertungssystem ein Freiraum zu seiner Überwindung imaginiert wird. Man kann ein System schwerlich gleichzeitig ausnützen und abschaffen wollen. Für eine Bildung, die mit dem Anspruch des radikalen Hinterfragens aller Einschränkungen des Denkens auftritt, stellt das Grundeinkommen somit sicher keine besonders förderliche Basis dar.

Die pädagogische Provinz ist nicht der Ort wo Emanzipation stattfindet, sie ist der Platz individueller Nabelschau und Kultivierung unter Ausblendung der gesellschaftlichen Realitäten. Der Aufschrei

des Widerstandes gegen die entwürdigenden Bedingungen einer Gesellschaft, in der nur zählt, was profitabel verwertbar ist, und in der nur existieren kann, wer Geld aus Verwertungsprozessen lukriert, bricht sich nicht dort Bahn, wo geglaubt wird, dass sich das gute Leben im schlechten verwirklichen ließe. Bildungsarbeit, die Menschen dazu ermächtigen will, die Gesellschaft im Sinne ihrer Bedürfnisse ändern zu können, muss an den von ihnen erlebten Widersprüchen in der Gesellschaft ansetzen und zu ihrer kritischen Reflexion animieren. Indem Menschen pädagogisch genau dort »abgeholt« werden, wo sie von der Inhumanität des Status quo hautnah betroffen sind, entfaltet sich – vielleicht – die systemsprengende Kraft von Bildung, sicher jedoch nicht dadurch, dass sie glauben gemacht werden, es wäre möglich, sich in irgendwelchen Fluchtnischen kuschelig einzurichten.

Bildung ist das Synonym für den Prozess zunehmender Bewusstwerdung der Tatsache, dass die gesellschaftliche Verfasstheit nicht Ausfluss unbeeinflussbarer transzendenter Kräfte ist, sondern von Menschen gemacht und somit durch Menschen auch veränderbar ist. Dazu braucht es Mut in zweifacher Hinsicht: zum einen, um sich mit der schmerzhaften Erfahrung der durch die gesellschaftlichen Bedingungen verursachten Entfremdung tatsächlich zu konfrontieren, sie in ihrer Tragweite also wirklich wahrzunehmen und zum anderen, um die resultierende Empörung über das domestizierte Leben nicht in ohnmächtiger Wut versenden zu lassen, sondern sie zum Ausgangspunkt von Lernprozessen und darauf aufbauenden Veränderungsschritten zu machen. Diesen Mut zum Denken zu fördern, ist die Aufgabe von Lehrenden, sofern ihnen Bildung tatsächlich ein Anliegen ist – unabhängig davon, ob sie in Schulen, Universitäten oder Einrichtungen der Erwachsenenbildung wirken.

Diese Aufgabe bewegt sich aber auf einer ganz anderen Ebene als das Vertrösten auf Inseln des unverzweckten Lebens mitten im Meer der allumfassenden Verwertung. Ein bedingungsloses Grundeinkommen mag eine aktuell sinnvolle Sozialleistung sein; für jene anwachsende Zahl an Menschen, die derzeit aus dem Arbeitskraftverwertungssystem herausfallen, wäre es – sofern es eben nicht bloß eine Armenversorgung darstellt – materiell und auch psychisch zu einem gewissen Grad entlastend. Es würde für sie zumindest einen erbärmlichen Rest an Würde sichern, die Grundeinkommensforderung

ist aus humanitärer Sichtweise dementsprechend durchaus zu unterstützen. In ihr besondere emanzipatorische Potenz oder einen Konnex zu einer Bildung zu sehen, deren Ziel es ist, Menschen zu selbstbewussten Gestaltern ihres Daseins zu machen, wäre allerdings zu weit gegriffen.

Letztendlich verlässt die Grundeinkommensforderung nicht das durch die Prämissen der bürgerlichen Gesellschaft vorgegebene Denkkorsett. Sie korreliert im Grunde genommen mit dem, was in der bürgerlichen Gesellschaft von Bildung übrig blieb – mit der Vorstellung individueller Kultivierung. Mit einem Grundeinkommen mag man die Hoffnung verbinden, dass es dem Einzelnen dadurch möglich werden könnte, sich von gesellschaftlichen Zwängen ein wenig frei zu spielen, zugleich würde es aber bewirken, dass er – genau deshalb – umso mehr an der Aufrechterhaltung der entmündigenden gesellschaftlichen Bedingungen interessiert sein muss. Die Forderung nach einem Grundeinkommen paralyisiert somit in letzter Konsequenz den Anspruch, den Zustand der Entfremdung generell zu beseitigen und Menschen zu befähigen, Formen des Zusammenlebens zu kreieren, die nicht vom Diktat der Verwertung bestimmt sind. Indem sie die Brosamen des Verwertungsprozesses einfordert, der ja genau den Zustand der allgemeinen Entfremdung zur Grundlage hat, ist die Grundeinkommensforderung letztendlich in einer ähnlichen Form entmündigend, wie es die bürgerliche Bildungsrezeption ist.

iz3w ▶ Zeitschrift zwischen Nord und Süd



iz3w ◀

297

Kinder, Kinder ...
Planspiel Bevölkerungspolitik

Außerdem: ▶ Putsch in Thailand
▶ Bundeswehr vorm Libanon ▶
Armutverschärfung durch EU
▶ Abenteurer in Sambia ...

Einzelpreis € 4,-

iz3w ▶ Telefon (0049)+761-740 03
info@iz3w.org · www.iz3w.org

Vom Verkaufen

NOTIZEN ZUM GESELLSCHAFTLICHEN STOFFWECHSEL – TEIL 2

von Franz Schandl

Forsch zur Sache schreitet Niklas Luhmann. Sein Band „Die Wirtschaft der Gesellschaft“ (Frankfurt am Main 1994) beginnt gleich mit den Preisen, im Index finden sich weder die Begriffe *Kaufen* noch *Verkaufen*. Worum es ihm geht, ist die Zahlung: „Ein System, das auf der Basis von Zahlungen als letzten, nicht weiter auflösbaren Elementen errichtet ist, muss daher vor allem für neue Zahlungen sorgen.“ (S. 17) Das, was deren Bedingung ist, was hinter den Zahlungen steckt, kommt nur am Rande vor. Für Luhmann scheint da kein Problem vorhanden zu sein, zumindest keines, das er, der alles theoretisieren will, theoretisieren möchte. Und Luhmann steht hier nicht alleine. Kaufen gilt solch forschen Forschern als fixe Größe der menschlichen Spezies. Ein Problem sehen die politischen Ökonomen erst dann gegeben, wenn nicht mehr gezahlt werden kann, aber keineswegs in dem Umstand, dass gekauft werden muss.

11.

Verkaufen meint Ware gegen Geld einzutauschen (W-G). Beim Verkaufen geht es darum, dass ein Stoff- oder Leistungsinhaber sich in einen Geldnehmer transformiert. Der Verkäufer will seine Ware loswerden. Er besitzt etwas, was andere bedürfen oder wollen.

Charakteristisch für den Kapitalismus ist die Trennung von den Lebensmitteln, sie sind nicht unmittelbar zugänglich, sondern nur mittelbar zugegen. Sie kommen den Leuten nicht direkt und fürsorglich zu, sie sind nicht einfach zu entnehmen, sie haben sie via Geld zu handeln. Jeder soll etwas haben, das er nicht braucht, und gegen etwas tauschen, was er wiederum benötigt. Marktwirtschaft ist so auch Handel mit der Not der anderen und nicht selten wird daraus eine wirkliche Nötigung.

Der Verkäufer hat also eine Ware, von der er nichts hat. Die blasphemische Frage müsste sofort lauten: Warum hat er nur etwas, wovon er nichts hat? Nun, er hat sie deswegen, weil er sie am Markt in Geld verwandeln, somit einen Tauschwert realisieren kann. Darin liegt der einzige Sinn dieser Habe. Solche Ware ist nie Schatz, sondern etwas, das man so schnell wie

möglich verkaufen will. Je länger die Umlaufzeit ist, desto größer werden die Kosten des Verkäufers. Abgesehen davon hat jede Ware eine begrenzte Lebensdauer.

Der Verkäufer ist indifferent gegenüber den Käufern, verkauft wird an jedermann, der Geld hat. Kriterium ist nicht, ob Menschen etwas brauchen oder wollen, sondern ob die Ware am Markt Absatz findet. Nicht die Welt und ihre Bedürftigkeit ist das Ziel, sondern der Markt und seine Kapazität. Das Schicksal der Menschen mag den Menschen nicht egal sein, als Verkäufer ist es ihnen gleichgültig. Insofern sie anderen Überlegungen folgen, z.B. spenden, beschneiden sie, falls es sich nicht um verdeckte Werbekosten handelt, ihren ökonomischen Handlungsradius. Der Imperativ des Marktes sagt: So wie dir nichts geschenkt wird, hast auch du nichts herzuschenken. „Mir wird auch nichts geschenkt“, lautet einer dieser gängigen Alltagsprüche.

Marktwirtschaft ist furchtbar kompliziert: Verkauft werden Waren. Doch die Interessen orientieren sich je nachdem am Gebrauchswert oder am Tauschwert derselben. „Und wenn der Gebrauchswert der Ware dem Käufer nützlicher als dem Verkäufer, ist ihre Geldform dem Verkäufer nützlicher als dem Käufer“, schreibt Marx. (MEW23:174) Obwohl Geld ohne Ware keinen Wert hat, erscheint das in der bürgerlichen Gesellschaft nicht nur umgekehrt, sondern wird auch so gehandelt.

Die Verdoppelung des Materiellen (Stoff) im Formellen (Geld) ist grundlegend für die bürgerliche Ökonomie. Der Gebrauchswert ist nur über den Tauschwert vermittelbar, ohne Tauschwert kann kein Gebrauchswert am Markt auftreten. Sie sind in der Ware verschmolzen. „Die Waren müssen sich daher als Werte realisieren, bevor sie sich als Gebrauchswerte realisieren können.“ (MEW23:100) Bei W-G-W ist der Gebrauchswert das treibende Moment, bei G-W-G der Tauschwert (MEW23:164), G-W-G wiederum macht nur Sinn als G-W-G' (MEW23:165). Einmal geht es um die qualitative Verschiedenheit von Waren, das andere Mal um die quantitative Differenz von Geld. (MEW23:174-175)

Der Verkäufer will etwas loswerden (Ware) und will etwas bekommen (Geld), der Käufer hingegen will zwar etwas bekommen (Ware), aber loswerden will er deswegen das Geld noch lange nicht. Er gibt es nur her, weil er muss. Einem zweimaligen Wollen steht ein einmaliges Wollen und ein einmaliges Müssen gegenüber. Zwei objektive Selbstverständlichkeiten sind an ihren Subjekten unterschiedlich dimensioniert. „Ich habe Ware, also soll sie weg“, erscheint dem Warenbesitzer ganz selbstverständlich. „Ich habe Geld, also soll es raus“, ist dem Geldbesitzer schon um vieles weniger selbstverständlich. Zweites muss extra motiviert werden.

Und noch eine Besonderheit ist bemerkenswert: Der Verkäufer ist auf den Käufer als Bezugsobjekt abgerichtet, während der Käufer mehr auf das Kaufobjekt als auf das Verkaufsobjekt fixiert ist. Ihm geht es um den Gebrauchswert. Der Gegenstand wiederum interessiert den Verkäufer weniger, er will ihn loshaben; was ihn interessiert, ist die Brieftasche des Käufers, da will er zugreifen. Es geht um den Tauschwert, den dieser veräußern könnte.

12.

Die „große gesellschaftliche Retorte“ (MEW23:145), die *Zirkulation*, darf nicht beschrieben werden als die Summe der erledigten Geschäfte, sondern als das Getriebe der Verwertung schlechthin. Zirkulation entscheidet über Gelingen und Misslingen der Verwertung. Marx kritisiert etwa James Mill, weil dieser den Zirkulationsprozess mit den Tauschhandlungen verwechselt: „Das metaphysische Gleichgewicht der Käufe und Verkäufe beschränkt sich darauf, dass jeder Kauf ein Verkauf und jeder Verkauf ein Kauf ist, was kein sonderlicher Trost ist für die Warenhüter, die es nicht zum Verkauf, also auch nicht zum Kauf bringen.“ (MEW13:78)

Markt meint nicht nur den geglückten Tausch, sondern ist auch der Raum der verunglückten Versuche, den Wert zu realisieren. Vollzugsakte sind gegenüber Fehlschlägen in der Minderheit. Und die Fehlschläge nehmen nominell und prozentuell

sogar zu, wo sich Geschäfte und Waren mehr und mehr ausweiten. Am Markt herrscht der Drang, möglichst viel zu kaufen, aber auch die Einsicht, vieles nicht kaufen zu können. Die Zirkulation führt den Käufern vor Augen, dass es da etwas gibt, das sie haben können, aber ebenso, dass es etwas gibt, was sie nicht haben können. Die Differenz von *kaufbar* und *leistbar* ist jedem Marktteilnehmer bewusst. Dieser Zwiespalt zwischen ideeller Begierde und reeller Enthaltbarkeit prägt das Subjekt.

Verderben und Verlust sind immanente Größen. Warenberge können Leichenberge werden. Man denke nur an die Müllhalden. Wenn Verkäufer nicht mehr verkaufen können, ist meist Vernichtung der Ware angesagt. Entweder tut sie es selbst, indem sie verdirbt, oder sie wird bewusst zerstört. Diese unschöne Seite der Lebensmittelverschwendung ist Kapitalismus pur.

Von Gleichgewichten kann nur sprechen, wer das Gelingen der Geschäfte sieht und das Misslingen ausblendet. Am Markt treten Inklusion und Exklusion als identische Differenz auf. Er ist der große Ort des Scheiterns und des Untergangs. Mehr als der Erfolg ist der Misserfolg konstitutiv und zwar konstitutiv destruktiv. Ein Kollaps folgt dem nächsten. Zirkulation ist immer auch Stockung. Die Gefahr des Umschlags eines Vorrats in einen Stau ist stets gegeben. (Vgl. Franz Schandl, Die Verunglückungen des Komparativs. Ausgewählte Materialien zu einer Philosophie des Staus, *Streifzüge* 1/2001, S. 5) Das Lager ist zwar notwendig, aber man kann auf ihm auch sitzen bleiben, sowohl als Produzent als auch als Händler als auch als Konsument. Waren- und Warenhandlungskapital sind jedenfalls an möglichst schnellen Umlaufzeiten der Ware und Umschlagszeiten des Kapitals interessiert. (Vgl. MEW 24: 124ff.; 154ff.; 251ff.; 260ff.)

13.

„Das einzige, was zählt in der Welt, ist, was du verkaufen kannst.“ (Arthur Miller, *Tod eines Handlungsreisenden* (1949), Frankfurt am Main 1988, S. 80) Nicht nur „Wie verkaufe ich richtig?“, sondern insbesondere auch „Wie verkaufe ich mich richtig?“ ist zu einer zentralen Frage des Lebens geworden. Und da ist nicht nur der wirtschaftliche Bereich gemeint. Auch im übertragenen Sinne gilt das. Denn in unserer Welt ist alles der Geschäftswelt analogisiert. It's all business.

Freilich ist es ein Unterschied, ob man Waren verkauft oder sich als Ware verkauft. Weiters, ob die Ware von mir selbst erzeugt oder ob sie von eingekauften Arbeitskräften hergestellt wurde. Nur Letzteres ermöglicht Mehrwert. (Vgl. Franz Schandl, Mehrwert und Verwertung, *Streifzüge* 30, S. 7-8) Was den Arbeiter als Besitzer der Arbeitskraft von anderen Verkäufern abhebt, ist, dass er eine produktive Funktion verkauft. Seine Arbeitskraft ist kein Endprodukt, sondern eine anwendbare Potenz, nichts Fertiges, sondern Verfertiges, nicht tote Arbeit, sondern lebendige.

Lohnarbeit beschreibt ein paradoxes Verhältnis. Einerseits verfügt der Arbeitskraftverkäufer über etwas, dessen Verkauf ihm vorbehalten ist, andererseits verfügt der Arbeitskraftkäufer nach dem Kauf über die gekaufte Arbeitskraft in absolutistischer Weise. Als Käufer der Arbeitszeit zahlt er dem Eigentümer der Arbeitskraft Ablöse, also Lohn. Der Arbeitskraftverkäufer gibt etwas her, das unmittelbar mit ihm körperlich verbunden ist. Wenn er seine Arbeitskraft verkauft, ist er sie zwar los, aber sie hängt physisch nach wie vor an ihm. Der Arbeiter ist an die Arbeitskraft gekettet, sie ist von ihm nur durch seine Arbeit ablösbar. Seine Präsenz ist also unabdingbar. Solch Eigenart besitzt nur die Ware Arbeitskraft. Das unterscheidet sie auch von einer Dienstleistung. Bei dieser wird eine *Erledigung* gekauft, mit der Arbeitskraft jedoch deren *Verfügung*. Der nunmehrige Verfüger der verkauften Arbeitskraft, gebietet somit auch über den Arbeitskraftbesitzer. Als Lohnarbeiter ist man mitverkauft, man hat sich als Person übergeben.

Mündigkeit am Markt ist für den Lohnabhängigen nur zu haben, wenn er sich der Unmündigkeit in der Beschäftigung ausliefert. Freie Lohnarbeit ist die Freiheit, ein unfreies Verhältnis auf Zeit einzugehen, Freiheit zur Unfreiheit. Der Arbeiter ist der Sklave, der das Privileg hat, sich selbst zu verkaufen. Doch dieses Privileg trägt immer weniger. Schlimmer als verkauft zu sein, ist es, zusehends nicht mehr verkaufbar zu sein oder – was ja dasselbe darstellt – entlassen zu werden. Der Arbeitsmarkt hat schon seine Tücken. Einen Job zu haben ist gleichbedeutend mit einer Zulassung, und die Höhe des Gehalts entscheidet über die Beteiligungsmöglichkeiten. *Entlassung* meint *Entwertung*. Sie ist eine Degradierung, nicht vergleichbar – weder strukturell noch psychisch – mit der Weigerung, etwas nicht zu kaufen oder der Rückgabe

einer Ware. Entlassung ist auch von ganz anderer emotionaler Brisanz als die Kündigung durch den Arbeiter selbst.

14.

Was will der Zirkulant? Als Käufer will er so billig als möglich einkaufen, als Verkäufer will er so teuer als möglich verkaufen. Seiniges wie sich. *Was er als Verkäufer will, will er als Käufer nicht*. Dieser Widerspruch muss aber im Tauschakt aufgehoben werden. *Handeln* meint, dass der Verkäufer die Ware anpreist und der Käufer sie abpreist, um sich idealtypisch doch auf ihren Wert zu einigen.

Von Steuern und sonstigen Abgaben abgesehen, kann der Käufer nicht mehr bzw. weniger zahlen als der Verkäufer erhält. Sie müssen *gegeneinander sein*, aber *zueinander finden*, soll das Geschäft sich realisieren. Auf den Preis müssen sie sich einigen. Vergesellschaftung durch den Kauf funktioniert so, dass Käufer und Verkäufer etwas Gemeinsames vollziehen, aber nicht miteinander, sondern *gegeneinander*. Ihr Aufeinandertreffen gleicht einem *Kampf*. Sie sind zwar füreinander da, aber sie behüten sich nicht, sondern müssen immer auf der Hut voreinander sein. Besorgung meint nicht Fürsorge. Die Rede von der *ungesellschaftlichen Gesellschaftlichkeit* macht durchaus Sinn.

Loswerden hat auch mit Wegkriegen zu tun. Gibt es am Markt viele *Wegkrieger* (durchaus auch zu lesen als Wegelagerer), ist der Krieg derselben unausweichlich. *Preiskampf* nennt sich das dann, zunehmend ist daher auch in der Werbung von *Kampfpreisen* die Rede. Zu Recht. Werbeschlacht und Absatzkrieg sind obligate Folgen. Wer auf seinem Sortiment sitzen bleibt, hat das Nachsehen. Am Markt stehen sich die Teilnehmer als Gegner gegenüber. Im Preis finden sie einen Vergleich ihrer Wünsche und Möglichkeiten. Das Geschäft ist die Exekution des entsprechenden (Aus-)Handelns. Die dubiose Kategorie des *Geschäfts* sollte überhaupt einmal näher beleuchtet werden. Was macht eine Transaktion zu einem Geschäft und warum wird dieser Begriff sowohl für bestimmte als auch für alle Käufe angewendet? Als besonders geschäftstüchtig werden Geschäftsleute gepriesen, denen es gelingt, in der Wüste Sand und am Polarkreis Eis zu verkaufen. Die Perversion der Marktökonomie ist damit gut charakterisiert.

Das Sich-Vertragen ist alles andere als selbstverständlich, es bedarf vielmehr eines gesonderten Vertrags, eines *Kaufvertrags*.

Vertrauen kann unter solchen Bedingungen kaum gedeihen. Zuschlag geht vor Handschlag. Man muss verteuert aufpassen, Gelegenheiten erkennen, einen Riecher entwickeln und kaltblütig Chancen realisieren, Lobbying betreiben oder auch Mobbing, das ja nur aus anderer Perspektive Ähnliches beschreibt. Tüt ich's nicht, ein anderer tät's. Zweifellos. Auch die Ideologie gegenseitiger Entschuldigung ist im Geschäft grundgelegt.

Gesetze sind dazu da, den Kampf einigermaßen zu regeln und zu zügeln, auf dass er in Bahnen verläuft, die erträglich sind. Die rechtspositivistische Sprache des Hans Kelsen legt den ganzen Fetischismus dieser Kommunikationsform offen: „Damit der Vertrag zustande komme, muss die Erklärung der einen Partei an die andere gerichtet und von dieser in ihrer an jene gerichteten Erklärung angenommen werden. Der Vertrag besteht daher, wie man sagt, in einem Antrag oder einer Offerte und deren Annahme. Die Offerte ist ein Antrag, durch dessen Annahme eine Norm in Geltung gesetzt wird, die das gegenseitige Verhalten der vertragschließenden Parteien regelt. Wenn diese Norm eine Pflicht des Antragstellers statuiert, hat die Offerte den Charakter eines Versprechens. Die Unterscheidung von Offerte und Annahme setzt voraus, dass die beiden Erklärungen nicht gleichzeitig erfolgen. Die Offerte muss der Annahme vorausgehen.“ (Hans Kelsen, *Reine Rechtslehre* (1934), Wien 1992, S. 264) Die ungemene Komplexität erscheint nur deswegen nicht als solche, weil wir auf ihren alltäglichen Vollzug abgerichtet sind. Die absurde Leistung gleicht einem zum Reflex gewordenen Usus.

Zum Abschluss eines Geschäftes kann niemand gezwungen werden, zur Einhaltung eines abgeschlossenen Vertrags allerdings schon, liegen nicht garantierte Ausstiegsgründe vor. Im Momente des Kaufakts gehen die Tauschpartner genannten Tauschgegner eine Bindung ein, die gesetzlich geregelt ist: Die Ware muss hergegeben oder in bestimmter Frist geliefert werden, sie muss den Kriterien entsprechen, sie geht aber erst nach Zahlung in den Besitz des neuen Eigentümers über. Regress ist möglich.

Billig kaufen, teuer verkaufen! Dieses sich widersprechende Prinzip ist eine Zumutung sondergleichen. Jeder schaut in den Konfliktsituationen auf sich, nimmt Einbußen des anderen nicht nur in Kauf, sondern strebt sie direkt an. Rücksichtnahme verursacht Kosten. Doch nicht nur Käufer und Verkäufer treten gegeneinan-

der an, auch Verkäufer gegen Verkäufer, und ebenso Käufer gegen Käufer, etwa auf der Jagd nach billigen Produkten, Leistungen und Arbeitskräften. Der Gier nach Schnäppchen entsprechen die Sonderangebote, die feilgeboten werden. Sie befriedigen sie, weil sie sie hervorrufen. Schnäppchenjagd gleicht einem Basistraining für Käufer.

Konkurrenz ist ein unter Druck setzendes und unterdrückendes Verhältnis. Sie lässt einen nicht zur Ruhe kommen. Sie funktioniert als böses Spiel des Übertrumpfens und Unterbietens, letztlich des Ausstechens. Man darf dem Konkurrenten gar nichts Gutes wünschen, weil das hieße sich ins eigene Fleisch zu schneiden. In der Konkurrenz gilt es, sich Vorteile zu verschaffen, was nichts anderes bedeutet, als anderen Nachteile zu bringen. Das ist übrigens auch ein Grund, warum jene, die das nicht können, interessiert sind an Kollektivverträgen, starren Arbeitsformen und rigiden Gesetzmäßigkeiten. Nicht weil sie faul oder feige sind, sondern weil sie Angst haben. Jene Freiheit ist die Vogelfreiheit, eine Schutzlosigkeit, in der die Schwächeren unter die Räder geraten. So schreien sie nach Schutz und Ermächtigung. Die alte Arbeiterbewegung war bisher die Bewegung gegen diese Zustände, aber eine, die sich mit der Warengesellschaft arrangierte.

15.

Nichts darf bestehen, was sich nicht bewirbt. Jedes Warensjekt hat geschäftstüchtig zu sein. Verkaufen ist etwas, das man können muss. Es ist evident, dass der energetische Aufwand aller Verkäufer betreffend Eigenwerbung stetig im Anwachsen begriffen ist. Sich nicht verkaufen zu können, ist dem eigenen Werdegang abträglich. Ebenso, wenn man unfähig oder unwillig ist, ausständiges Geld einzutreiben.

Konkurrenz verwandelt Menschen in berechnende Wesen, in Kalkulanten und Spekulanten. Es geht gar nicht anders. Für den Verkäufer heißt das, dass ein Zwang besteht, sich und seines anbieten zu müssen. Das Dasein der Waren muss laut und sichtbar präsentiert werden. Hier ist auch der Urknall der kommerziellen Werbung zu suchen. Nicht jede Reklame ist schon kommerziell, aber alles Kommerzielle betreibt Reklame. Dieses penetrante Aufmerksam-Machen dient ausschließlich der Verwertung. Wenn es sich nicht reklamiert, ist es seinem Untergang geweiht. Die Ware ist kein krudes Ding, sie gedeiht auf ihrer

Verkündigung, ja *Verheißung*. Ware trägt Reklame in sich. Waren müssen PR-mäßig aufgerüstet werden. Der Verkauf erfordert hochentwickelte psychologische Strategien. Produktwerbung ist meist wichtiger als Produktentwicklung oder Produktqualität. Interessanter als die Veröffentlichung der Werbeprospekte wäre allemal die Publizierung der Werbekonzepte. Doch da gilt in der offenen Gesellschaft einmal mehr das Betriebsgeheimnis.

Der Erwerbung geht die Werbung voraus. Werbung fällt auf die Seite des Verkäufers, der Käufer hingegen muss umworben werden. Werbung ist beim Verkäufer eine aktive Größe und beim Käufer eine passive. Was eins tut, wird dem anderen angetan. Erwerben tue ich ausschließlich mit Geld, aber werben tue ich in erster Linie mit Eindrücken und Versprechungen. Um zu kaufen, muss man Erscheinungen haben. Der Verkäufer hat diese extra anzubieten. Anmache, Animation, Indiskretion, das sind seine Aufgaben.

Die Ware ist für den Markt noch nicht fertig, wenn sie als Produkt fertig ist. Es bedarf zusätzlicher Fermente, die eben in seinem Stoff nicht, aber in ihrer Funktion sehr wohl enthalten sind. Es handelt sich dabei um gesellschaftlich notwendige Projektionen und Täuschungen, die imstande sind, die Kunden auch unabhängig von Produkt und Preis zu beeinflussen. Es geht um die Herstellung *serieller Eindrücke*. Zweifellos ist es leichter, Produkte nicht haben zu wollen als Eindrücke. Letzteres geht nicht, und wenn, dann nur äußerst bedingt. Denn nicht ich habe Eindrücke, die Eindrücke haben mich, sind eigentlich Beeindruckungen. Eindruck ist etwas von mir Erzeugtes, Beeindruckung ist etwas in mir Erzeugtes.

Was den Konsumenten in Gang setzt, sind zweifellos die Gebrauchswerte, die er konsumieren will. Was ihn jedoch zu diesem oder jenem Handel treibt, sind die Reize, die Waren zu bieten haben. Der Verkäufer und insbesondere der Kaufmann hat seine Waren entsprechend anzureichern und auszustatten. Sie müssen als mehr erscheinen, als sie sind, um als solche zu gelten. Kaufentscheidungen sollen einem überdeterminierenden Verlangen folgen.

Ein Waschmittel, das in einer schlichten und schmucklosen Verpackung stecken würde, können wir uns gar nicht vorstellen. Kaufen würden wir es nur, wenn es beim Preisvergleich um vieles günstiger wäre als die sich reklamierenden Konkurrenten. Wer kennt schon solche Waschmittel? Nicht was das Waschmittel in der

Waschmaschine tut, ist relevant für den Kauf, sondern ganz andere Aspekte.

16.

Der Verkauf baut auf drei Pfeilern: Maß des Preises, kommunikative Formierung, materielle Qualität. Üblich sind ein Preisversprechen, ein Erlebnisversprechen und ein Qualitätsversprechen. Werbung spricht für das Produkt, auch wenn nichts für das Produkt spricht. Keine Ware wird jemals freiwillig über sich sagen, dass sie mangelhaft oder miserabel ist. Die Ware muss nicht halten, was sie verspricht, sie muss aber versprechen, was sie verspricht. Versprechen sind Versprechungen. Die Ware muss also verheißen, was zu ihrem Verkauf führt, nicht eine objektive Expertise ihrer Kriterien vorlegen. Das macht der Konsumentenschutz, doch der ist eine Randerscheinung. Der Organisationsgrad der Käufer als Kollektiv (z.B. in Verbraucherverbänden) ist im Gegensatz zu den Institutionen der Verkäufer recht unterentwickelt.

Kommerzielle Versprechen orientieren sich also nicht am Gegenstand, sondern an dessen Verkauf. Werbung erzählt nicht, was die Ware ist, sondern richtet sich danach aus, wohin sie will. Nun denn, sie will abgesetzt werden. Das elementarste Versprechen ist das *Tauschwertversprechen*, kurzum der vorgeschlagene Preis. Der Preis muss niedrig erscheinen, daher wird nach dem obligaten *Preisvergleich* auch der selbstbezogene *Vergleichspreis* wichtiger: 4,99 statt 6,99 verheißt das Sonderangebot. Das Ding ist nicht nur preiswerter als andere, es ist sogar günstiger als es selbst. Suggestiert wird nicht: Ich zahle 5, sondern ich erspare mir 2 Euro. Der Preis wirkt auch nur im Vergleich ansprechend, nicht als Zahl selbst. Anzumerken ist, dass der unterbotene alte Preis oft nur Fiktion ist, um die Differenz überhaupt in Erscheinung treten zu lassen.

Das zentrale Argument einer Ware ist zweifellos ihr Preis. Indes ist die wichtigste Grundlage nicht immer bestimmend. Der Käufer muss als Beworbener beeindruckt sein und der Verkäufer muss als Bewerber beeindrucken. Der Preis ist zwar das mächtigste Kriterium, aber nicht unbedingt das ausschlaggebende. Vor allem bei annähernder Preisgleichheit sind alle anderen Kriterien entscheidender als das entscheidende. Die Relevanz des Preises kann auch durch eine Surpluswerbung oder durch die Etablierung einer Marke minimiert werden.

Im *Erlebnisversprechen* der Reklame wird das Angebot zu einem Eventangebot (siehe Punkt 15). Die besondere Ware macht seinen Besitzer cooler, jünger, elitärer, integrierter, moderner, vorausgesetzt, man legt sich jenes Produkt zu. Dann ist man dabei. Die In-Group muss sich nicht groß verständigen, kleine Blicke und Signifikate reichen da oft schon. Sieh auf die Etiketten und du weißt, wen du vor dir hast. Man erzielt dadurch einen ideellen Vorteil am Markt, der sich durchaus auch rechnen kann.

Reklame verspricht hohe Qualität zu niedrigem Preis. Das alles wird noch verpackt als Ereignis, präsentiert durch Marke, Phantasie, Erotik, Ästhetik – ein wahrer Horizont tut sich hier auf, ein Horizont allseitiger Verzauberung. Fetischismus meint auch: Waren verkaufen sich nicht von selbst! Da ist keine Selbstverständlichkeit am Werk, sondern ein komplexes Aggregat der Kulturindustrie wird in Bewegung gesetzt.

Man mag einwenden, dass man die Werbung nicht mehr wahrnimmt, und in gewisser Hinsicht stimmt das. Aber das ist auch nicht notwendig. Wichtig ist nicht, dass man sie wahrnimmt, sondern was man hinnimmt. Es wäre nicht in ihrem Sinne, dass wir Werbung aufmerksam registrieren oder gar bewusst reflektieren, sondern umgekehrt, es geht darum, dass sie sich in uns einnistet und festsaugt, auf dass wir sie zwar nicht spüren, aber trotzdem spüren und in ihrem Sinne agieren und funktionieren.

Auch beim *Qualitätsversprechen* stellt sich die Frage, ob es sich nicht um ein Ritual handelt, das da in beiderseitigem Einvernehmen aufgeführt wird. Der beständige Druck, den Preis zu senken und den Ausstoß zu erhöhen, führt jedenfalls unvermeidlich zum Absenken der Qualität. Serielle Produkte normieren sich nach unten. Hier greift eine negative Dialektik von Quantität und Qualität. Quantität ist kompatibler mit dem Wert als Qualität – was auch nicht verwundert, ist der Wert doch selbst ein Verhältnis abstraktifizierter Quantitäten.

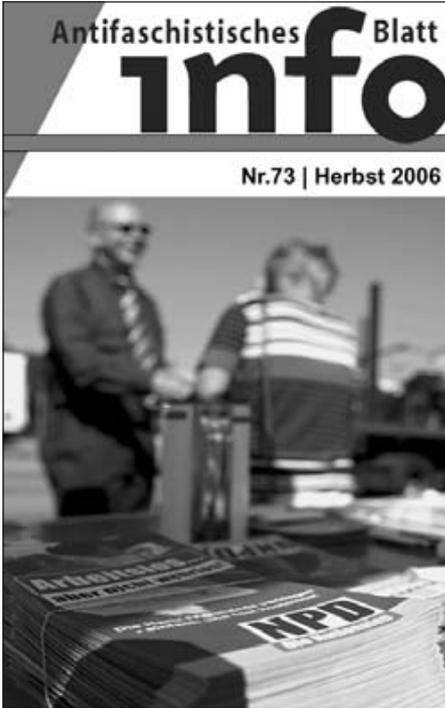
17.

Das kommerzielle Wesen beherrscht die Welt, und seine Unterworfenen wandeln wie die Monaden durch das Universum der Geschäfte. Käufer und Verkäufer sind Vollzugsorgane der Ware. Um sie kreisen ihre Gedanken und ihr Verlangen, das tatsächlich ein erotifiziertes Surrogat substanzialer Lust darstellt. Der Komparativ

des kommerziellen Angebots lautet *besser, billiger, geiler!* Nicht zufällig ist „echt geil“ zu einem oft gebrauchten Schlagwort geworden. Kaufen macht glücklich, das ist geldrichtig. Und für den Verkäufer sogar noch geldrichtiger. Happy shopping, das liegt den Geldsubjekten im Blut, also im Waren- und Geldkreislauf. Wir haben zu den Waren ein libidinöses Verhältnis.

Wir haben unsere Pflicht am Markt zu erfüllen. Diese Last wird nicht als spezifische Belastung wahrgenommen, im Gegenteil, sie erscheint als äußerst verlockend. Unaufhörlich singt die Ware ihre Lieder und blickt ihre Kundschaft verführerisch an. Sie nennt ihre Zahl und schaut auf ihre Freier: Komm, nimm mich mit, so günstig kriegst du mich nie wieder. Zweifellos, Waren fungieren erotisch. Geld ist das Mittel, sie legal zu erobern. Nichts leichter als in einen Supermarkt zu gehen, das Wagerl voll zu räumen und Bargeld oder Kreditkarte zu zücken. So weit vorhanden.

Als Entschädigung für das ungelebte Leben will das Subjekt sich belohnen – wer kennt das nicht? Nicht selten verlassen wir die Läden und Geschäfte mit mehr Waren als wir je kaufen wollten. Den Rei-



Antifaschistisches Info Blatt
Nr. 73 | Herbst 2006

Wahlerfolge der NPD

Kostenloses Probeexemplar:
Antifaschistisches Infoblatt
Greisenastr. 2a | 10961 Berlin
e-mail: aib@nadir.org
web: www.antifainfoblatt.de

Einzelexemplar 3,10 Euro
Abo 15,50 Euro (fünf Ausgaben)

zen ist einfach nicht zu widerstehen. Wenn das Sich-etwas-Gönnen ständig in die Ware flüchtet, sprechen wir von *Konsumismus*. Doch solches Belohnen wird wirtschaftlich erwartet und angeheizt. Das Geld darf nicht ruhen. Was sich als un-mittelbare Emotionalität erlebt, ist höchste Rationalität des Waren- und Geldverkehrs. In seiner letzten praktischen Ausgestaltung ist das nicht einmal mehr Konsum um des Konsums willen, sondern Kauf um des Kaufs willen. Zum Kauf treibt mehr der Kauf als das Gekaufte.

Kaufen bestimmt die bürgerliche Gesellschaftlichkeit. „Raunz nicht, kauf!“, heißt ein realer wie unverschämter Werbeslogan. Der gilt und wirkt als kategorischer Imperativ: Kauf auch du, was ein anderer kaufen könnte: *Handle so, wie jeder handelt, der handeln muss*. Vom Verkauf aus betrachtet, kann es daher gar kein pathologisches Kaufen geben. Der pathologische Käufer handelt rational im Sinne des Kapitals. Zum ökonomischen Problem wird er nicht ob der Menge seiner Einkäufe, sondern dann, wenn er seine Kreditfähigkeit überschätzt und sich übernimmt. Wenn er also das, was er kauft, letztlich nicht mehr zahlen kann. Pathologische Käufer sind wir alle. Die Offensichtlichkeit einiger sollte den Hintergrund aller nicht verdunkeln. Das Grundproblem ist vielmehr, dass Kaufen generell eine pathologische Form der Vergesellschaftung ist.

Gepaart mit der Kaufsucht ist die *Verkaufssucht*, aus allem und alles zu Geld zu machen. Auch die sucht uns alle heim, letztlich müssen wir andere davon überzeugen, dass sie von uns, ja gerade von uns etwas haben wollen müssen. Der Verkäufer ist zwangsweise pathologisch dimensioniert. Im Kapitalismus geht es nicht um die Befriedigung irgendwelcher Bedürfnisse, sondern um die Weckung bestimmter Kaufgelüste. Um den unverdächtigen Liberalen John Stuart Mill zu zitieren: „Fast jeder gekaufte oder verkaufte Gegenstand kann im Übermaß benutzt werden, und die Verkäufer haben ein Gewinninteresse daran, diese Unmäßigkeit zu ermutigen“. (Über die Freiheit (1859), Stuttgart 1974, S. 137) Die Verkäufer haben absolut kein Interesse an der Sättigung ihrer Kunden, sondern lediglich am Hunger derselben.

Kaufen und Haben sind nicht nur nicht eins, es wird immer schwieriger, sich Waren überhaupt noch als Güter aneignen zu können. Haltbarkeit ist kaum gegeben, Reparatur ist zu teuer, Modernität verlangt nach Austausch. Der Gebrauch mo-

derner Gerätschaft hat von kurzer Dauer zu sein, die Waren sind schnelllebig, kaum erworben, wollen sie schon durch bessere, neuere, flottere, buntere ersetzt werden. Der Komparativ sitzt im Nacken und der Gang der Geschäfte darf nicht unterbrochen werden. Alles andere ist wachstumsfeindlich.

18.

„Der Austausch des Austauschs wegen trennt sich vom Austausch der Waren wegen. Der Kaufmannsstand tritt zwischen die Produzenten, ein Stand, der bloß kauft, um zu verkaufen, und bloß verkauft, um wieder zu kaufen, und in dieser Operation nicht den Besitz der Waren als Produkte bezweckt, sondern bloß das Erhalten von Tauschwerten als solchen, von Geld.“ (MEW42:83) „Der Zweck des Handelns ist nicht direkt die Konsumtion, sondern das Erwerben von Geld, von Tauschwerten.“ (MEW42:83) An die Stelle von W-G tritt also G-W-G oder genauer G-W-G', Geld heckendes Geld. Diese Ware kann auch Geld sein. Dann zirkuliert etwas, das durch keinen Warenkörper mehr verunreinigt scheint: G-G'.

Nicht jeder Verkäufer ist ein Kaufmann. Der Verkäufer verwandelt W in G, aber der Kaufmann verwandelt G in W, um G' zu erzielen. Der Kaufmann als Warenhändler ist der organisierte Verkäufer, eine notwendige Institution des Handels, Folge kommerzieller Arbeitsteilung, der Dislokalisierung und Differenzierung ökonomischer Prozesse. Zwar sind alle dazu berufen, zu handeln, aber beim Kaufmann hat sich diese Berufung zum *Beruf* verselbständigt. Er ist nicht nur ein konstitutioneller, sondern ein professioneller Händler. „Diese den Zirkulationsprozess des industriellen Kapitals vermittelnde Tätigkeit ist die ausschließliche Funktion des Geldkapitals, womit der Kaufmann operiert. Durch diese Funktion verwandelt er sein Geld in Geldkapital, stellt sein G dar als G-W-G', und durch denselben Prozess verwandelt er das Warenkapital in Warenhandlungskapital.“ (MEW 25:285) „Der Profit des Kaufmanns ist bestimmt nicht durch die Masse des Warenkapitals, das er umschlägt, sondern durch die Größe des Geldkapitals, das er zur Vermittlung dieses Umschlags vorschiebt.“ (MEW 25:323) Und noch einmal Karl Marx: „Das Kaufmannskapital ist nichts als innerhalb der Zirkulationssphäre fungierendes Kapital. Der Zirkulationsprozess ist eine Phase des gesamten Reproduktionsprozesses. Aber im Zirkulationsprozess

wird kein Wert produziert, also auch kein Mehrwert.“ (MEW 25:290-291)

Anders als der Konsument richtet der Kaufmann auch beim Kauf sein Augenmerk nicht auf den Gebrauchswert der Ware, sondern auf den Tauschwert, den er am Markt realisieren will. Beim Kaufmann befindet sich die Ware auf Durchreise, sie ist nicht zu seiner Konsumtion bestimmt. Den Kaufmann interessiert am Geschäft das Resultat, d.h. was er letztendlich verdient. Alles andere ist nur zu berücksichtigen, wenn es auf die Kosten durchschlägt. Warenkapital dient bloß als Vehikel des Geldkapitals. „Ware wird verkauft, nicht um Ware zu kaufen, sondern um Warenform durch Geldform zu ersetzen. Als bloße Vermittlung des Stoffwechsels wird dieser Formwechsel zum Selbstzweck.“ (MEW23:144) Das dazwischentretende W interessiert den Kaufmann nur, weil es G in G' verwandelt. Darin liegt seine Aufgabe. Ob die Schokolade gut ist, das Fleisch frisch oder die Regalbetreuer gestresst, ist für ihn nur von Belang, wenn dies der Verwertung abträglich ist, oder er von Rechts wegen zur Einhaltung gesetzlicher Bestimmungen gezwungen wird, nicht aber von der Sache her. Standard und Qualität des Produktes sind nur Facetten der Verwertung. Detto die Menschen.

Den Käufer interessiert der Preis der Ware, nicht dessen Wertzusammensetzung. Für den kommerziellen Verkäufer hingegen ist diese Proportion ausschlaggebend. Die Differenz von dem, was er hineinsteckt und dem, was er herausholt, ist von primärer Relevanz. Das gilt für den Kaufmann wie für den Fabrikanten. Er will aber nicht nur so teuer als möglich, sondern muss auch so billig wie nötig verkaufen. Dieser Widerspruch bedarf einer sorgfältigen Kalkulation. Im Preis wird dieser Widerspruch ideell und im Verkauf sodann auch reell aufgehoben. Durch die Zahlung werden Verkaufspreis und Kaufpreis identisch.

Rechnung sagt uns, dass das Äquivalenzprinzip für Gerechtigkeit sorgt, dass Gleiches mit Gleichem vergolten werden muss. Am Markt kann man nichts erlangen, ohne eine Rechnung präsentiert zu bekommen. Das gemeine Wort *Abrechnung* spricht klar und deutlich aus, was da ökonomisch läuft. Beim Kaufmann muss diese Berechnung geradezu perfektioniert werden. Max Weber hält fest: „Als formale Rationalität eines Wirtschaftens soll hier das Maß der ihm technisch möglichen und von ihm wirklich angewendeten *Rechnung* bezeichnet werden.“ (Wirtschaft und Ge-

sellschaft, Neu Isenberg 2005, S. 60) Richtig auch Folgendes: „Die Kapitalrechnung in ihrer *formal* rationalsten Gestalt setzt daher den *Kampf des Menschen mit dem Menschen* voraus.“ (S. 66) Weber ontologisiert nun aber den Mangel als eine natürliche Differenz zwischen Bedarfsempfindung und Bedarf. (Ebenda) Der Kampf sei daher unausweichlich. Indes, es kämpfen nicht Menschen gegen Menschen, sondern ihre Charaktermasken gegen ihre Charaktermasken. Das Problem der zugrunde liegenden Menschen ist allerdings, dass sie in denselben Körpern stecken und wahrlich nicht aus ihrer Haut können. Darin liegt ihre Tragik.

19.

Die Frage, wer wen disponiert, ist bereits entschieden. Wir sind unseren Verdinglichungen ausgeliefert. Die Geschäfte fressen Zeit und Raum auf. Unsere Chancen werden nicht größer, auch wenn oder gerade weil es derer zunehmend mehr gibt. Doch jene besetzen die Felder des Lebens, nehmen Raum und Zeit ein, die sie den Menschen abgenommen haben. Je mehr man sich aussuchen kann, desto mehr wird man suchen müssen, will man den Angeboten gerecht werden. Solche Berechnungen finden in die Ökonomie kaum Eingang, denn diese Mühen belasten sie nicht, sondern ausschließlich die Verbraucher. Vielleicht sollte man von inversen Folgen sprechen. Es wäre interessant zu wissen, wie viel Lebenszeit Menschen durchschnittlich zur Erledigung ihrer Geschäfte aufwenden müssen und wie viel Lebensraum sie dafür verbrauchen.

Ziel der Ware ist die Überwindung von sittlichen und traditionellen Hindernissen, ja aller räumlichen und zeitlichen Schranken. Es geht heute nicht mehr nur um das klassische Ausweiten der Märkte, sondern um die Multiplizierung der Verkaufsmöglichkeiten, reell und insbesondere virtuell. Die Waren müssen nicht dort sein, wo sie angeboten werden. Vor allem mit dem Internet lassen sich viele Geschäfte von jedem Ort aus und zu jeder Zeit erledigen. Der Kauf wird zusehends anonym. Käufer und Verkäufer müssen sich weder kennen noch treffen.

Immer mehr Waren befinden sich auf Reisen. Meistens sind sie unterwegs. Der Transport wird zusehends zum Hauptort aufbewahrter Waren. Bewegung verdrängt Speicherung. Da sie im richtigen Augenblick an der richtigen Stelle sein sollen, ist ihre andauernde Mobilisierung logisch. Waren liegen nicht herum, sondern sind

irgendwie stets im Anrollen. Jede Fernverkehrsstraße demonstriert dies eindrucksvoll. Erst der Kauf führt zur Demobilisierung. Aber für Nachschub ist gesorgt.

Die Zeit des Kaufens ist nicht nur ein Zeitpunkt, sondern eine Zeitspanne. Insbesondere Ratenzahlung und Darlehen dehnen die Dauer des Geschäfts. Der Kaufakt muss nicht identisch sein mit dem Zahlungsakt. Abgeschlossen wird das Geschäft, die Zahlung mag zuvor, zugleich oder auch später erfolgen, sie mag auf einmal getätigt werden oder in Raten. Freilich ist die Terminisierung für beide Seiten nicht unerheblich. Der Verkäufer mag auf zeitiges Bezahlen oder auf Vorauszahlung drängen, dafür ist er bereit, Abstriche beim Preis hinzunehmen. Der Käufer mag auf spätest mögliche oder gar Ratenzahlung drängen, dafür ist er bereit, höhere Preise oder Zinsen zu akzeptieren. Dort, wo nicht nach Cash and Carry gehandelt wird, ist eine zusätzliche Risikoabschätzung vonnöten.

Natürlich muss man nicht immer gleich zahlen und kann etwas schuldig bleiben. Schulden bilden keine Ausnahme, sondern sind vielen Transaktionen unabdingbar. Unzählige Geschäfte können nur über Kredit ins Laufen gebracht werden. Im Falle späterer Zahlung verlässt sich der Verkäufer darauf, dass gezahlt werden kann. Eine fundamentale Differenz zwischen bezahlten und unbezahlten Rechnungen tritt allerdings dann ein, wenn die noch unbezahlten tatsächlich nicht bezahlt werden (können). Dieser Unterschied ist allen Verkäufern und Käufern bewusst.

Die *offene Rechnung* firmiert in der Alltagssprache auch als Drohung. Ökonomisch ist sie eine Bedrohung für den Käufer, der das Geld nicht hat, aber auch für den Verkäufer, der das Geld nicht bekommt. Der Kauf wurde zwar getätigt, aber nicht finalisiert. Dieses Risiko muss aber ob der Flüssigkeit des Waren- und Geldverkehrs zunehmend eingegangen werden. Gefeit davor, aufgrund unbezahlter Rechnungen zu bankrottieren, ist niemand. Oft sind es unvermutete Ausfälle, die solcherlei bewirken. In der Wirtschaft greift daher folgendes Phänomen um sich: das der *unbezahlbaren Rechnungen aufgrund unbezahlter Rechnungen*. Die Verunsicherung wird größer. Vor allem Freelancer können ein Lied davon singen, wie Außenstände Außenstände bedingen. Werden die Schulden nicht beglichen, folgt der wirtschaftliche Zusammenbruch. Der Konkurs ist ja nichts anderes

als die immanente Kapitulation der Geschäftsträger aufgrund fehlender Geschäftsmittel.

20.

Transvolution bedeutet, dass die Menschen mit dem Kaufen und Verkaufen *bewusst* aufhören. Dass sie sich geben und sich nehmen, was sie brauchen. Dass sie die Kostenrechnung verwerfen und durch profane Zuneigung und Zueignung ersetzen. Dass Angebot und Nachfrage durch Eingabe und Entnahme ersetzt werden. Dass der konkurrenzistische Geschäftstrieb von einer kompetenten Kooperation abgelöst wird. Dass die Trennung von Motiv und Bedingung bei der Transaktion von Gütern überwunden wird. Dass Bezahlung als destruktives Moment erkannt und somit aus der menschlichen Geschichte ausgeschieden wird

Eine freie Assoziation wäre, von spezifisch knappen Gütern abgesehen, im Wesentlichen von einem gemeinsamen Prozess des Schöpfens bestimmt. Warum? Wo? Wann? Wie viel? Ohne jede Kostenkalkulation ginge es um Grund, Ort, Zeit, Menge und Bewerksstellung. Rechnungen wären stoffliche Erfassungen, die Material, Tätigkeit und Folge abschätzen möchten. Distribution ginge ohne Besitzwechsel über die Bühne. Eigentum in Form ausschließlicher Verfügung gäbe es nicht. Können stellten her, was Verwender bräuchten. Übergänge wären kein Tausch und kein Kauf mehr. Ökonomie verschwände als gesonderte Sphäre, denn – und da hat Luhmann recht: „Produktion ist nur Wirtschaft, Tausch ist nur Wirtschaft, wenn Kosten bzw. Gegenzahlungen anfallen.“ (Die Wirtschaft der Gesellschaft, S. 16.) Es geht tatsächlich um einen Haushalt jenseits der Wirtschaft, d.h. die allseitige Kooperation gegen die Konkurrenz zu setzen und zur schlichten Verwaltung von Sachen überzugehen. Das ist das Einfache, das schwer zu machen ist.

Wie sagt doch der Erste Gott im Brechtschen Stück „Der gute Mensch von Sezuan“ (1940): „Ich gebe zu, ich verstehe nichts von Geschäften, vielleicht muss man sich da erkundigen, was das Übliche ist. Aber überhaupt Geschäfte! Machten die sieben guten Könige Geschäfte? Verkaufte der gerechte Kung Fische? Was haben Geschäfte mit einem rechtschaffenen und würdigen Leben zu tun?“ (Gesammelte Werke 4, Frankfurt am Main 1967, S. 1530) – Nichts! Absolut Nichts!

Reform oder Raiffeisen?

FRAGEN ZUR SOLIDARISCHEN ÖKONOMIE

von Andreas Exner

Die Globalisierungskritik, sie bewegt sich doch. Wir erinnern uns: Mit der Tobinsteuer machte sie Furore. Für den Staat, gegen die Konzerne! Hoch das Wirtschaftswachstum, nieder mit der Spekulation! – so lautete ihr Nonplusultra. Ein Kongress zur Solidarischen Ökonomie in Berlin schlägt nun, so scheint es, andere Töne an. Der VSA-Verlag hat dazu vorab einen Reader publiziert. Und auch in der Schweizer Zeitschrift Widerspruch geht es, wie der Titel ihrer jüngsten Nummer proklamiert, um „Alternativen“.

Manch eine mag dabei ein Déjàvu erleben. Alternative Betriebe, Kooperativen und Kommunen gründen – hatten wir das nicht schon mal? Ja, stimmt, hatten wir schon mal. Der Schluss, dass eins die Solidarische Ökonomie vergessen könne, weil es schon in den 1970er Jahren ähnliche Initiativen gab – und die, wir wissen es doch, sind allesamt gescheitert – ist allerdings zu kurz. Denn zumindest zweierlei ist heute anders. *Erstens* ist die Solidarische Ökonomie um die Erfahrung ihrer Grenzen und des Scheiterns früherer Ansätze reicher, *zweitens* trifft sie heute auf gänzlich veränderte Umstände. So ist die Solidarische Ökonomie des 21. Jahrhunderts, im Unterschied zu den Alternativbetrieben der 1970er Jahre, selten eine Spielwiese für Leute, die aus freien Stücken einem Normalo-Job den Rücken kehren, sondern ist oft eine Notwendigkeit des Überlebens – nicht nur, aber gerade auch für jene, die „normale“ Jobs kaum mehr kennen.

Hinzu kommt, dass sich auch das diskursive Umfeld gehörig gewandelt hat. Das Denken nach dem Motto Tina – „There is no alternative“ (Margret Thatcher) – knüpelt heute jede Kritik, die mehr und anderes sein will als eine Flaschenpost für bessere Zeiten, nieder. Schon der bloße Gedanke an eine gesellschaftliche Veränderung, die mehr und anderes meint als die Veränderung von Gesetzen, trifft in der Regel auf massive Ignoranz, nötigenfalls auf heftige Gegen-

wehr. Anders als die sozialen Experimentierstationen und Gemeinschaftslabors, die im Gefolge der 1968er-Bewegung aus dem Boden schossen, hat die Solidarische Ökonomie in Europa heute keinen breiteren Rückhalt, ist nicht Teil einer starken gesellschaftlichen Strömung hin zu neuen Ufern des Zusammenlebens. Nach wie vor ist das Tina-Prinzip ein entscheidendes Hindernis für jede Opposition zum neoliberalen Himmelfahrtskommando. Die Solidarische Ökonomie ist deshalb nichts weniger als der „lebendige Zweifel an der These vom Ende der Geschichte, an dem es ‚keine Alternativen‘ mehr gäbe“ (Solidarisches Wirtschaften, S. 19, in: Solidarische Ökonomie, 2006) – Elmar Altvater bringt es auf den Punkt.

Allerdings hat sich die antiliberaler Opposition auch selbst einige Steine in den Weg gelegt. Dies gilt nicht zuletzt für ihr Vertrauen auf den Staat, der, mit vernünftigen Argumenten und sozialtechnischen Lösungsvorschlägen konfrontiert, alles zum Guten wenden sollte. Anstatt dass die politischen Eliten sich aber aufklären ließen über die neoliberale Verirrung, in die sie geraten sind, fahren sie vielmehr unbeirrt darin fort, öffentliche Güter und Dienste dem Markt zum Fraß vorzuwerfen, halten in der Tat stur daran fest, dem Wettbewerb und der Flexibilität zu opfern, was das Leben bis dato angenehmer machte. Sozialliberale Funktionäre in Parteien und Gewerkschaften garnieren dies eventuell noch mit einem regressiven Geschimpfe gegen den „Kapitalismus“ in Gestalt von „Heuschrecken“ (Franz Müntefering) – das freilich haucht weder dem Sozialstaat von einst neues Leben ein noch schafft es die berühmten Arbeitsplätze. Der Reality-Check ist für die Staatstreuen also hart. Das mag auch erklären, warum Attac, mediales Aushängeschild der Globalisierungskritik, gewisse Ermüdungserscheinungen zeigt. Ulrich Brand, Mitglied des wissenschaftlichen Beirats von Attac in Deutschland, führt die gelegentliche Herbststimmung darauf zurück, dass derzeit „Expertise und politische Ausgefuchtheit (...) gegenüber dem Ausprobieren, der Emphase und dem Erfahrungswissen dominieren“ (Strategien progressiver Kräfte in Europa, S. 173, in: Wider-

spruch Nr. 50, 2006). Dagegen wäre es vonnöten, die „rebellische Subjektivität“ zu betonen, das „subversive Element in den Bewegungen und die vielen lokalen Praktiken“ stärker zu beachten (S. 172).

Der Papa wird's nicht richten

Vor diesem Hintergrund markiert der Kongress „Wie wollen wir wirtschaften?“, der von 24. bis 26. November in Berlin stattfindet, möglicherweise eine wichtige qualitative Neuorientierung der globalisierungskritischen Bewegung. Hier scheint sich anzudeuten, dass Teile der Globalisierungskritik sich aus ihrer Staatsfixierung lösen und das Augenmerk auf eine Perspektive legen, die Fragen der gesellschaftlichen Aneignung von Ressourcen (Infrastruktur, Produktionsmittel) und der Entwicklung entsprechender kooperativer Zusammenhänge in den Mittelpunkt stellt. Selbst Elmar Altvater, der gegen John Holloway gewendet lediglich eine „sympathische Naivität“ (Solidarisches Wirtschaften, S. 16, in: Solidarische Ökonomie, 2006) darin erkennt, die Welt verändern zu wollen, ohne die (staatliche) Macht zu ergreifen, betont, dass Basisbewegungen realiter in den meisten Fällen „gezwungen (sind), sich gegen Regierungen zu richten und in ihren Kämpfen Gegenmacht aufzubauen, indem Territorien, Land und Fabriken, Kohlenminen und Erdölfelder besetzt und genossenschaftlich selbstverwaltet werden“ (S. 17f., a.a.O.). Darüber hinaus sei zu reflektieren, „dass der Staat aufgrund der (...) lock-in Effekte [Blockierung von Alternativen durch Privatisierung u.ä., A.E.] ein anderer ist als in den Jahrzehnten von Keynesianismus und Fordismus“ (S. 14, a.a.O.). Zuvorderst müsse man deshalb „bei den Erfahrungen alternativer Vergesellschaftung anknüpfen“ und bedenken, dass „die Staatlichkeit als Folge der Privatisierung mehr und mehr globalisiert“ (a.a.O.) sei, daher auch soziale Bewegungen im Denken und in der Praxis „global ausgreifen“ (a.a.O.) müssten.

Deutlich setzt der Kongress ein Signal dafür, der Frage einer *wirklichen* Veränderung der *Alltagsverhältnisse* mehr Gewicht zu geben als bisher. Ist es doch sein Ziel,

zu diskutieren, „ob Solidarische Ökonomie eine wirksame politische Strategie gegen Armut und Ausgrenzung sein kann, und wie angesichts der neoliberalen Umstrukturierung der Gesellschaft eigene wirtschaftliche Strukturen aufgebaut werden können“ (www.solidarische-oekonomie.de, Kongressfolder). Dabei sollen auch die je eigenen, nicht selten schwierigen materiellen Lagen thematisiert werden. Vorbild für diese Fragestellung sind offensichtlich die sozialen Bewegungen Lateinamerikas. Denn anders als im Fall der hiesigen Globalisierungskritik ist politischer Protest im lateinamerikanischen Kontext eng mit dem Aufbau materiell-kooperativer Zusammenhänge verknüpft. Für eine emanzipative Bewegung ist es in der Tat essenziell, die politische Aktion als eine auf den Staat bezogene mit einer Gegenpraxis zu verknüpfen, die dem „Wunsch, selbstbestimmt zu leben“, dem „Nicht-mehr-Mitmachen“ und der „Suche nach Neuem“ (Widerspruch Nr. 50, S. 173) – wie Ulrich Brand dies formuliert – sichtbaren Ausdruck verleihen kann.

Solidarökonomie, was ist das?

Der Begriff der Solidarischen Ökonomie ist unscharf. Das nimmt nicht weiter Wunder, handelt es sich dabei doch um einen Diskurs, der seine Konturen in erster Linie negativ gewinnt. Im Grunde sind darin alle materiellen Praxen repräsentiert, die den neoliberal-kapitalistischen Imperativen mehr oder weniger widersprechen. Der Kongress-Reader mit dem Titel „Solidarische Ökonomie“ behandelt dementsprechend eine Vielzahl ganz unterschiedlich verfasster ökonomischer Strukturen: Mitteleuropäische Genossenschaften und solidarökonomische Betriebe in Lateinamerika werden ebenso dazu gezählt wie Fair-Trade-Unternehmen, selbstverwaltete Betriebe des sozialistischen Jugoslawien und subsistenzwirtschaftliche Ansätze in Indien. Auch Tauschringe, landwirtschaftliche Direktvermarktung und alternative Wohnprojekte werden darunter subsumiert (Vorwort, S. 7, in: *Solidarische Ökonomie*, 2006). Die Homepage zum Kongress (www.solidarische-oekonomie.de) listet darüber hinaus noch Unternehmungen mit sozialer Zielsetzung, alternative Finanzierungseinrichtungen, Frauenprojekte, Initiativen für offenen Zugang zu Wissen und „andere Formen wirtschaftlicher Selbsthilfe“ auf. Nach Elmar Altvater gehört auch der „dritte, Non-Profit-Sektor in allen Industrieländern“ in die Reihe der „Ansätze

einer alternativen Solidarischen Ökonomie“ (*Solidarisches Wirtschaften*, S. 18, a.a.O.). Dabei sieht Altvater durchaus die Ambivalenz des „dritten Sektors“. Dieser dehne sich gerade dort aus, wo Arbeitsplätze im „ersten Sektor“, also in der privaten, formellen Ökonomie abgebaut werden und der öffentliche „zweite Sektor“ schrumpft (S. 19, a.a.O.).

Was aber ist nun Solidarität? Altvater fasst den Begriff primär negativ: „Das Prinzip der *Solidarität und Fairness* ist den Prinzipien von Äquivalenz (und Reziprozität) (...) entgegengerichtet“ (S. 17, a.a.O.). Wir dürfen unter Solidarität demnach eine Beziehung verstehen, die weder auf dem Prinzip äquivalenten, also *gleichwertigen* Tausches beruht wie auf dem Markt – „Ich gebe dir 5 Euro, du gibst mir Waren im Wert von 5 Euro“ – noch auf dem Prinzip der reziproken Gegengabe, der Wechselseitigkeit des „Ich gebe dir, du gibst mir“ (vgl. E. Altvater, *Das Ende des Kapitalismus*, 2005, S. 180ff.). Solidarität und Fairness gingen „vom gesellschaftlichen Kollektiv und nicht von Individuen und ihren marktvermittelten Beziehungen aus“ (*Solidarisches Wirtschaften*, S. 17, in: *Solidarische Ökonomie*, 2006). Sie könne daher „nur in organisierter Form zur Geltung kommen“ (a.a.O.). „Fair“ nennt Altvater dabei „solidarische Beiträge“, die jeder und jede „nach seinen (bzw. ihren) Möglichkeiten“ leistet (a.a.O.). Dies setze „ein Bewusstsein von Gemeinsamkeit und innerer Verbundenheit in einer Gesellschaft voraus, die in einer gemeinsamen Lebenserfahrung begründet sein kann“ (a.a.O.).

Paul Singer, Staatssekretär für Solidarische Ökonomie in Brasilien und häufiger Gewährsmann in der mitteleuropäischen Debatte, gibt in einem Artikel folgende Definition: „Das solidarische Unternehmen lehnt die Trennung zwischen Arbeit und Besitz der Produktionsmittel (...) ab“ (*Solidarische Ökonomie in Brasilien heute*, S. 1, aus: *Jahrbuch Lateinamerika* Bd. 25, 2001; Abruf: www.solidarische-oekonomie.de). Nachdem die genannte Trennung laut Paul Singer „anerkanntermaßen die Grundlage des Kapitalismus“ (a.a.O.) ist, hält er die Solidarische Ökonomie nicht für kapitalistisch. Zugleich konzediert er allerdings, dass sie auf jeden Fall noch Teil der kapitalistischen Gesellschaftsformation sei, die weiterhin den „legalen und institutionellen Überbau“ (a.a.O.) bestimme, ja mehr noch, dass die Solidarische Ökonomie „nur gangbar und zu einer wirklichen Alternative zum Kapitalismus (wird), wenn die Mehrheit der

Gesellschaft, die kein Eigentum an Kapital hat, ein Bewusstsein davon gewinnt, dass es in ihrem Interesse liegt, die Produktion auf eine Weise zu organisieren, bei der die Produktionsmittel all denen gehören, die sie zur Schaffung des Sozialprodukts benutzen“ (a.a.O.). Besonders betont Singer dabei die Rolle der Arbeit. Das „solidarische Unternehmen besteht grundsätzlich aus Arbeitern, die nur in zweiter Linie auch seine Eigentümer sind“ (a.a.O.). Deshalb, so Singer, „ist ihr Zweck auch nicht die Maximierung des Profits, sondern die Maximierung der Menge und der Qualität der Arbeit“ (a.a.O.). Daraus folge, dass ein solidarökonomischer Betrieb keinen Profit erwirtschaftet, da „kein Teil seiner Einnahmen proportional zu den Kapitalquoten verteilt wird“ (a.a.O.). Die Verwaltung des Unternehmens erfolge gemeinschaftlich, entweder mittels Vollversammlungen oder in Delegiertenräten. Um gleiche Entscheidungsrechte zu garantieren, sei auch das Eigentum am Betrieb unter den Arbeiterinnen und Arbeitern gleich verteilt.

Nachfragen zur Theorie

Deutlich wird in diesen Konzeptionen, dass sich die Solidarische Ökonomie im Grunde mit dem Gedanken der betrieblichen Selbstverwaltung deckt, wie er etwa in Jugoslawien zur Staatsideologie erhoben worden ist. Allerdings ist das Konzept breiter gefasst. Das hängt nicht nur damit zusammen, dass Fair-Trade, Direktvermarktung und Tauschkreise erst in den 1990er Jahren eine größere Bedeutung bekamen und die Freie Software-Szene überhaupt erst mit dem Internet das Licht der Welt erblickte, weshalb sie schon allein aus historischen Gründen in der alten Alternativ- und Genossenschaftsbewegung keine Rolle spielen konnten. Die Breite des Konzepts hat wohl auch damit zu tun, dass der Diskurs einerseits inhaltlich offen gehalten werden soll – ganz im Sinne dessen, was Elmar Altvater einen „diskursiven Prozess ‚kollektiver Forschung‘“ nennt (*Das Ende des Kapitalismus*, 2005, S. 221), und dass er andererseits eine politische Ausrichtung hin auf eine Alternative zum neoliberalen Kapitalismus erhalten und so „den Begriff ‚Solidarische Ökonomie‘ in Deutschland besetzen“ soll (www.solidarische-oekonomie.de) – und zwar von Seiten der linken Globalisierungskritik.

Dieses Anliegen mag fürs Erste darüber hinwegtrösten, dass diese Konzeption erheblichen Klärungsbedarf mit sich bringt. Denn theoretisch befindet sich die De-

batte insgesamt mehr oder weniger auf dem Stand der 1970er Jahre. Zwar verweist schon allein der Diskurs der Solidarischen Ökonomie darauf, dass einige der realen Bedingungen und tatsächlichen Erfordernisse emanzipativer Praxis mittlerweile wahrgenommen werden. Doch wenn es um das gesellschaftliche *Strukturalwissen* geht, um die Frage also, wie jene Produktionsweise zu verstehen ist, von der wir uns emanzipieren wollen, so zeigen sich rasch einige Defizite. Unweigerlich wirken diese aber auf das Verständnis der Solidarökonomie selbst zurück, darauf also, wie wir ihre Potenziale und Grenzen begreifen, ihre Perspektiven und Gefahren einschätzen.

Deutlich illustriert dies der Beitrag von Gabriele Herter, „Die ‚unsichtbare Hand‘ in der Selbstverwaltung“ (S. 22ff., in: Solidarische Ökonomie, 2006). Den „Kern einer jeden kooperativen Wirtschaftsordnung, die Vorbild und Grundlage einer Solidarischen Ökonomie sein müsste“ sieht Herter in der Formel „Labour hires Capital – Die Arbeit macht sich das Kapital zu Diensten“ (S. 22, a.a.O.). „Selbstverwaltete Betriebe und Genossenschaften haben andere Ziele als traditionelle Unternehmen“, meint die Autorin, „sie sehen sie nicht in irgendwelchen Ableitungen vom Prinzip der Profitmaximierung wie der Eingliederung in den Weltmarkt, Erhöhung des Exports, Rentabilität usw.“ (S. 23, a.a.O.). Das Kapital werde „zur Herstellung oder Bereitstellung von gebrauchswertorientierten Produkten in humaner Arbeitsweise“ verwendet (a.a.O.).

Gleichzeitig verteidigt Herter den Markt als gesellschaftliches Ordnungsprinzip. Sie führt ins Treffen, dass der Staat sich „in der Rolle des idealen Organistors der sozialen und gesellschaftlichen Dienstleistungen (...) nicht als besonders effizient erwiesen“ habe (a.a.O.). Den Umkehrschluss, der Markt sei also der bessere Organistors, möchte Herter mit dem Verweis auf Karl Polanyis berühmte Studie „The Great Transformation“ (1944) stützen. Darin beschrieb Polanyi die Durchsetzung der Marktwirtschaft als eine „Entbettung des Marktes aus der Gesellschaft“. Voraussetzung dieser Entbettung war laut Polanyi, dass Arbeitskraft, Boden und Geld die Form von Waren annahmen. Er nennt sie „fiktive Waren“, weil sie von Natur aus keine Waren seien. Herter spitzt dies noch zu: „Sie sind unfähig, als Ware zu fungieren“ (S. 24, a.a.O.). Dieser Annahme gemäß wäre der Markt als solcher zu begrüßen, abzulehnen hingegen lediglich in jener Form, die er im Zuge seiner „Entbettung“ angenommen habe. Weiters meint sie, dass in genossenschaftlichen Strukturen „der Arbeitsmarkt praktisch abgeschafft“ ist (a.a.O.), die Arbeitskraft also keine (fiktive) Ware mehr sei (S. 23, a.a.O.), und behauptet: „Diese theoretischen Überlegungen können anhand jedes kooperativen Dachverbands in der Welt verifiziert werden“ (S. 24, a.a.O.). Als Paradigma der Solidarischen Ökonomie gilt der Autorin offenbar das jugoslawische Selbstverwaltungsmodell. Dieses sei an den Verteilungskämpfen gescheitert, die aus der ungleichzeitigen Entwicklung der Teilrepubliken resultierten, wie Herter resümiert. In letzter Instanz führt sie den Misserfolg des jugoslawischen Marktsozialismus allerdings darauf zurück, dass „die Hochzinspolitik der entwickelten Länder und der überhöhte Dollarkurs“ es unmöglich machten, „die vorhandenen Planungsinstrumente [zum regionalen Ausgleich, A.E.] sinnvoll einzusetzen“ (S. 27, a.a.O.).

In ihrem Beitrag verstrickt Herter sich in einige Widersprüche. So würden Genossenschaften wie die baskische *Mondragon*, die laut Elmar Altvater „außerordentlich wettbewerbsfähig auf dem Weltmarkt operieren“ (Solidarisches Wirtschaften, S. 18, a.a.O.), Herter's „theoretische Überlegungen“ nach ihren eigenen Kriterien falsifizieren. Noch krasser gilt dies für den Fall von Fair Trade – *per se* ein Weltmarkt-Akteur. Aber auch Beispiele wie die brasilianische Landlosenbewegung MST widersprechen der Behauptung, Genossenschaften würden sich nicht auf den

Weltmarkt hin orientieren – im Gegenteil. So geißeln zwar die Führungsetagen des MST die globale Wirtschaftspolitik, „die Produktionsgenossenschaften der Bewegung jedoch (versuchen), ihre Produkte auf dem Weltmarkt zu platzieren“ (I. Salzer, Der MST und sein alternatives Projekt, S. 78, JEP XXI/2, 2005).

Jugoslawien revisited

Besonders deutlich widerlegt der jugoslawische Selbstverwaltungssozialismus die Konzeption von Herter. Das lassen schon die offiziellen Äußerungen der Staatsführung erkennen. So wurde etwa Ende der 1960er Jahre ein Wirtschaftsprogramm mit dem vielsagenden Namen „*Rentabilnost*“ auf den Weg gebracht mit dem Ziel, den Export anzukurbeln (E. Lohoff, Der dritte Weg in den Bürgerkrieg, 1996, S. 86). Dass die jugoslawische Arbeitskraft ihren Warencharakter verloren hatte, wie die Position von Herter impliziert, könnte allenfalls für das jugoslawische Territorium gelten. Denn seit Mitte der 1960er Jahre gab es eine bedeutende Arbeitsmigration auf die Arbeitsmärkte des Auslands, was jene Freisetzung von Arbeitskräften kompensierte (E. Lohoff, S. 87, a.a.O.), die es Herter zufolge in einer genossenschaftlich strukturierten Wirtschaft gar nicht geben dürfte: „Selbst wo rationalisiert, modernisiert und fusioniert wird (...), werden Arbeitsplätze erhalten bzw. neue geschaffen“ (G. Herter, S. 24, in: Solidarische Ökonomie, 2006). Dass die jugoslawische Selbstverwaltung nicht bereits in den 1970er Jahren implodierte, ist wohl nicht auf den „Erfolg“ des Modells als solchem, sondern auf die Stützung der wenig bis nicht rentablen selbstverwalteten Betriebe durch Kredite zurückzuführen. Wichtige Stabilitätsfaktoren waren daneben die bedeutende Subsistenzwirtschaft sowie die Einnahmen aus dem Tourismus. Jugoslawien war Teil des Weltmarkts und für seine selbstverwalteten Betriebe galten Rentabilitätskriterien. Eine wachsende Produktion von abstraktem Wert war erklärtes Ziel der Politik und objektive Vorgabe für die Unternehmen (die Gebrauchswertorientierung blieb dagegen sekundär, weil geldabhängig). Dafür waren Investitionen nötig, die sich aus dem Profit der selbstverwalteten Betriebe speisten oder mittels Kredit finanziert wurden, das heißt mit Ansprüchen auf zukünftige Profite verbunden waren.

Schon 1950 hatte Tito angekündigt, das staatliche Eigentum an Produktionsmitteln gehe von nun an „in eine höhere



Elmar Altvater /
Nicola Sekler (Hrsg.)

Solidarische Ökonomie

Reader des Wissenschaftlichen Beirats
von Attac

VSA-Verlag, 168 Seiten, 14,80 Euro
ISBN 3-89965-170-7

Form des sozialistischen Eigentums über“ (zit. nach E. Lohoff, S. 69, a.a.O.). Als ersten Schritt durften die Betriebe ab 1952 einen Teil des erwirtschafteten „Mehrerts“ behalten. Aus diesem Fonds mussten sie von nun ab sowohl die Löhne bestreiten als auch soziale und kulturelle Einrichtungen unterhalten. 1953 schließlich erklärte die Regierung die bis dahin kostenlosen Rohstoffe zu kostenpflichtigen Gütern, d.h. zu Waren, und die zuvor staatseigenen Maschinen zu Betriebsbesitz. Weil die selbstverwalteten Betriebe dazu tendierten, das kurzfristige Einkommen der Beschäftigten zu erhöhen anstatt langfristig zu investieren, verwaltete der Staat weiterhin einen erheblichen Teil des „Mehrerts“. Ideologisch hatte in Jugoslawien die kapitalistische Produktionsweise zwar das Zeitliche gesegnet, strukturell waren die Selbstverwaltungsbetriebe jedoch ebenso kapitalistisch wie die nationalstaatlich verfasste Gesellschaft, in der sie existierten.

Der Markt im Bett

Wenn wir über Solidarische Ökonomien sprechen, so gilt es also, eine Ideologisierung zu vermeiden. Die Selbstwahrnehmungen dieser Projekte sind dabei ebenso zu hinterfragen wie staatsoffizielle Zuschreibungen. Denn es ist durchaus verführerisch, durch bloße Sprachregelungen neue Strukturen zu behaupten, wenn tatsächliche Veränderungen schwierig sind. Und noch verlockender ist es unter Umständen, die Verwirklichung von Zielen durch Proklamationen zu ersetzen. Auch mag die Dringlichkeit, eine „andere Welt“ auf den Weg zu bringen, mitunter dazu verleiten, in die Solidarische Ökonomie zu projizieren, was erst in Ansätzen vorhanden oder überhaupt noch zu entwickeln wäre. Zentral ist dabei die Frage, welche *Strukturmerkmale* die kapitalistische Produktionsweise auszeichnen. Daraus ergibt sich, was im Gegenzug in einer Solidarischen Ökonomie zumindest partiell zu überwinden ist.

Nun ist bereits klar geworden, dass jene „empirischen Wirtschaften“, die nach Herter zur Solidarischen Ökonomie gehören, vielfach den Kriterien widersprechen, die Herter selbst dafür angibt. Damit aber nicht genug. Weiter noch stellt sich die Frage nach der Art des Zusammenhangs der Genossenschaften bzw. solidarökonomischen Betriebe. Erst dieser Zusammenhang würde nämlich sichern, dass „Wirtschaft“ – einer Formulierung Polanyis nach, die Herter zitiert – „zu einer

2000 Zeichen

abwärts

Äthiopische Decken

Da entsteht man im Juni 1992 zwei Decken in Addis Abeba und dann das: strapazfähig, anschüttbar, kinderfest, sonnenresistent. Auch nach 14 Jahren Gänsehäufel halten deren Maschen dicht, will deren Benutzbarkeit nicht enden. Natürlich, auch diese Decken sind nicht mehr wert als der Lebensunterhalt für die, die sie hergestellten haben. Werden sie jedoch ihren unmittelbaren Verhältnissen entrissen und hier in Einsatz gebracht, erweisen sie mir nicht nur einen außergewöhnlichen Nutzen, sondern auch einen ökonomischen Surplus. Weiterer Deckenkauf wurde damit überflüssig. Bezogen auf den in Mitteleuropa herrschenden Wert durchschnittlicher Decken, bin ich ein spätkolonialistischer Kriegsgewinnler. Es ist sinnlich greifbar. Die Stoffe gleichen fast einem Geschenk mir unbekannter Menschen an mich, sind eine Freude, an der die fernen Produzenten freilich nicht einmal dem ortsversetzten Wert entsprechend partizipieren können. Die Decken sind Entwicklungs-

hilfe. Nicht angewandte, sondern gewendete.

Die technischen Möglichkeiten sind hierzulande nicht schlechter als in Äthiopien, indes, produziert wird nicht nach Ansprüchen der Qualität, sondern nach den Kriterien möglichst effektiver Verwertbarkeit. Fazit: Decken haben nicht so lange zu halten wie die, an die ich zufällig geraten bin. Auch wenn sie die besten sein sollten, sind sie nach den Prinzipien des Weltmarkts einfach verwerflich. Solche Decken würden die Wirtschaft ruinieren, gerade weil ihr hoher Gebrauchswert den Tauschwert ad absurdum führt. Daher werden sie auch nicht zugelassen.

Bestünde ein Interesse an äthiopischen Decken, hätte man ihren Standard schon auf den marktüblichen abgesenkt. Sie wären also nicht mehr jene, von denen ich zehre. Qualität ist eine Gegnerin des Markts, daher frisst der Markt die Qualität oder besser: Er lässt sie nur als besondere Sparte, als teuren Luxus zu. Denn dann ist es wieder ein Geschäft. Und um nichts anderes geht es.

F.S.

Einheit wird“, und könnte erklären, auf welche Weise dies geschieht. Die Möglichkeit einer staatlichen Planung schließt Herter – zu Recht – aus. Aber leistet der Markt tatsächlich, was Herter für die Solidarische Ökonomie in Anspruch nimmt? Einerseits redet sie dem Markt das Wort, andererseits aber meint auch die Autorin, es gehe gerade darum, „gegen die ‚unsichtbare Hand des Marktes‘ Geschichte (...) mit Bewusstsein zu machen, also in welcher Form und in welchem Ausmaß auch immer zu planen“ (S. 23, a.a.O.). Nun ist es allerdings so, dass der Markt nicht im Widerspruch zur Planung steht, denn Unternehmen planen immer, ob solidarisch oder nicht. Entscheidend ist also gerade das, was Herter für unwesentlich erklärt, nämlich Form und Ausmaß der Planung.

Hier beginnt die eigentliche Problematik. Herter geht, von Polanyi angeregt, davon aus, dass ein intakter oder doch ohne weiteres rekonstruierbarer menschlicher Zusammenhang einen „entbetteten“ Markt wieder zähmen und dienstbar machen könne und müsse. Übersehen wird dabei aber, dass die gegenwärtige Form von gesellschaftlichem Zusammenhang gerade in der Vermittlung der Indi-

viduen über den Markt besteht, ja dass erst die Durchsetzung des Marktes als der allgemeinen, ja einzig allgemeinen Vermittlungsweise und Beziehungsform „Gesellschaft“ im modernen Sinn geschaffen hat. Eine Gesellschaft mit einer spezifischen, allein gesamtgesellschaftlich gültigen Handlungsform – Kauf und Verkauf – sowie einer entsprechenden Handlungs-rationalität – Streben nach billigem Kauf, teurem Verkauf und nach monetärem Gewinn. Folgerichtig wurde auch die neoliberale Zuspitzung der „Entbettung“ des Marktes von (staatlicher) Politik und (neoliberaler) Zivilgesellschaft durchgesetzt und aktiv unterstützt. Es geht daher nicht „wieder um die Herstellung einer Priorität des Gesellschaftlichen gegenüber der kapitalistischen Marktwirtschaft und der sie dominierenden Handlungslogik“, wie Elmar Altvater dies meint (S. 17, a.a.O.). Die Institutionen und Normensysteme können die grundlegende Logik der „Marktgesellschaft“, wie Karl Polanyi

wertlos
www.streifzuege.org

sie nennt, nicht nur nicht außer Kraft setzen, sondern sind dazu da, das Prokrustesbett der *Wertvergesellschaftung* zu stützen. Die Funktion der bürgerlich-kapitalistischen Institutionen – und hier ist allen voran an den Staat zu denken – besteht gerade darin, die allgemeinen Grundlagen der marktwirtschaftlichen Warenproduktion, also eine spezifische Infrastruktur, Bildung usw., bereit zu stellen, wobei diese Institutionen über die Steuereinnahmen von einer auf den Märkten realisierten Kapitalverwertung abhängen.

Solange Menschen privat, voneinander scheinbar unabhängig, für einen gesellschaftlichen Bedarf produzieren, äußert sich ihr Zusammenhang unwillkürlich in einer von ihnen selbst „entbetteten“ Form, um an Polanyis Wortwahl in einem anderen Sinne anzuschließen, nämlich in Gestalt ihrer Produkte, die damit zu Waren für Märkte werden. Die Ware ist das reale Paradox eines Dings, das gesellschaftliche Eigenschaften hat, als handelte es sich um seine natürlichen Merkmale – das Produkt in Warenform wird zum Träger von *abstraktem Wert* (dasselbe gilt für Dienstleistungen). Während wir als Marktindividuen primär voneinander isoliert sind und nur durch Kauf und Verkauf in Kontakt treten, ist die Welt der Waren und des Geldes immer schon auf denselben Nenner des Werts gebracht, sind die Wertdinge immer schon in eine umfassende, gespenstische „Beziehung“ zueinander gesetzt. Es ist der Wert, der „die Wirtschaft zu einer Einheit“ formt, um Polanyis Formulierung aufzugreifen, während er die Trennung und Konkurrenz der Menschen voneinander fortschreibt und umgekehrt die Menschen, die sich voneinander abtrennen, ihn im gleichen Zug beständig fortschreiben.

Der abstrakte, ökonomische Wert ist etwas anderes als der konkrete Nutzen, ist vom Gebrauchswert einer Ware grundverschieden. Der Wert ist die überlegene Form des Reichtums: Er erhält sich nicht nur, sondern er vermehrt sich in Form des Kapitals; Gebrauchswerte hingegen verschwinden mit dem Konsum. Die Produktion von Gebrauchswerten aber ist abhängig von der Wertproduktion. Die Vermehrung des Werts in Gestalt von Geld, das Profit abwirft, steht folglich mit der Produktion für konkrete Bedürfnisse viel-

fach im Widerspruch. Anschaulich beschreiben Wolfgang Neef und Frank Becker in ihrem Beitrag „Technik gegen den ökonomischen Strich“ (S. 73ff., a.a.O.), wie sich diese Widersprüche auswirken.

Die Solidarische Ökonomie will sich am Gebrauchswert orientieren und weist die Profitmaximierung – jedenfalls als Ziel an sich – zurück. Solange jedoch solidarwirtschaftliche Betriebe *Waren* produzieren oder verkaufen, ist das nicht selten ein Spagat. Er wird spätestens dann zur Zerreißprobe, wenn die Konkurrenz zwischen den solidarökonomischen Einheiten objektiv erzwingt, was übliche kapitalistische Unternehmen auch subjektiv wollen; sei es, weil die institutionellen und sozialen Vorkehrungen gegen den harten Trend des abstrakten Werts, sich über die Gebrauchswertorientierung hinwegzusetzen, versagen (was erfahrungsgemäß leicht geschieht); sei es, weil das gesamtwirtschaftliche Wachstum nachlässt oder einbricht.

In einer weitergehenden Perspektive ist deshalb die Frage zweifellos entscheidend, wie sich solidarökonomische Betriebe vernetzen können, wie der *gesellschaftliche* Stoffwechsel, zumindest einmal innerhalb des „solidarischen Sektors“, zu organisieren ist – ohne den Fehlschlag einer staatlich geplanten Warenproduktion zu wiederholen, aber auch ohne die bekannten Probleme der Marktvermittlung zu reproduzieren.

Es ist sicherlich „ein Mangel der Debatte über alternative Wirtschaftsgestaltung“, wie Elmar Altvater in Hinblick auf Michael Albert und Alex Callinicos betont, „dass in den seltensten Fällen der Versuch gemacht wird, das ‚Geldrätsel‘ zu lösen, ja nicht einmal zu sehen, dass es hier ein Rätsel zu knacken gilt – wie Marx bereits den Ökonomen seiner Zeit vorgeworfen hat“ (Solidarisches Wirtschaften, S. 15, a.a.O.). Die Lösung des „Geldrätsels“ kann aber nicht darin münden, „die Notwendigkeit einer Regulation der (globalen) Finanzmärkte ins Zentrum der Kampagnen“ (a.a.O.) zu rücken, wie Altvater das offenbar meint. Vielmehr führen die Passagen des Marxschen „Kapital“, auf die Altvater explizit verweist, hin zur Kritik des *Fetischcharakters* der Ware, wie er oben sehr gerafft zu skizzieren war. Die Analyse der Ware ist aber nur der Einstieg, um die kapitalistische Produktionsweise im Ganzen kritisch zu durchleuchten. Denn letztlich haben alle ökonomischen Formen der bürgerlichen Gesellschaft – als Formen des Werts – fetischistischen Charakter (Geld, Preis, Lohn, Kapital, Profit, Zins usw.).

Anne-Britt Arps und Raul Zelik ist daher zuzustimmen: „Das Ende marktförmiger Vergesellschaftung ist Grundlage für jedes sozialistische Projekt. Markt und Geld können jedoch nicht einfach abgeschafft werden, sondern müssen durch alternative Formen von Vergesellschaftung ersetzt werden“ (Mit, im und gegen den Staat, S. 124, in: Solidarische Ökonomie, 2006). Dass dies weder mittels Verstaatlichung noch durch einen bloßen „Aufbau von unten“ gelingen kann, wie Arps und Zelik vermerken, macht offenbar die besondere Schwierigkeit einer post-kapitalistischen Agenda aus, für deren Umsetzung die Solidarische Ökonomie zu untersuchen und zu entwickeln ist.

Die Fußangeln der Tradition

Das Projekt einer „anderen Welt“ erfordert auch eine „andere Theorie“. Häufig werden jedoch einfach die überkommenen Vorstellungen der alten Arbeiterbewegung wiederholt, so etwa bei Paul Singer. Seiner Meinung nach ist die „Trennung zwischen Arbeit und Besitz an Produktionsmitteln“ (s.o.) das entscheidende Merkmal des Kapitalismus. Tatsächlich finden sich aber Ausbeutungsbeziehungen solcher Art z.B. auch im europäischen Feudalismus. Doch kapitalistische Produktionsverhältnisse kennzeichnet nicht die Trennung zwischen Nicht-Produzenten, die z.B. Land besitzen, und Produzentinnen, die dieses Land bewirtschaften und von ihrem Produkt nur soviel behalten dürfen, wie sie selbst zum (Über-)Leben brauchen, sondern für den *kapitalistischen* Charakter einer Produktionsweise ist vielmehr entscheidend, dass die Arbeitsprodukte in der Regel *Warenform* haben und der *Wert* bzw. das *Geld* eine gesellschaftliche Vermittlung herstellen.

Sobald Arbeiter ihren Betrieb einmal besitzen, meint Singer, sei auch der Profit von gestern. Diese Annahme geht in die Irre. Der Profit mag zwar kein subjektives Motiv einer Genossenschaft sein, die Waren produziert und auf den Kauf von Rohstoffen usw. angewiesen ist. Das ändert allerdings nichts daran, dass das Kapital dieses Betriebs zumindest erhalten werden muss. Eine solidarökonomische Genossenschaft, die fortlaufend finanzielle Verluste schreibt, wird nicht überleben können, weil sie den objektiven kapitalistischen Zwängen nicht genügt und den Genossenschafterinnen keinen Gelderwerb ermöglicht. Realiter wird der Solidarbetrieb – Warenproduktion vorausgesetzt – nicht umhin kommen, auch Profit

zu machen. Wie anders könnte er sonst Investitionen tätigen?

Wie auch in einem normalen kapitalistischen Betrieb gründen die dafür nötigen monetären Überschüsse letztlich in unbezahlter Arbeitszeit. Profit wird nicht zu Lohn, nur weil wir ihn anders nennen, was Paul Singer letztlich vorschlägt. Genauso wenig ändert es am Kapital, wenn eine Identität von Funktionen postuliert, die im kapitalistischen Normalbetrieb auseinanderfallen. Die genossenschaftliche Identität von Kapitaleigner und Arbeiterin führt vielmehr dazu, die Zwänge beider Funktionen quasi in einer Brust zu vereinigen, beide Rollen abwechselnd oder abwägend einzunehmen. Eine extreme Variante dieser strukturellen Spaltung ist die Ich-AG. Die Mitarbeiterbeteiligung an Aktiengesellschaften ist ein weiteres Beispiel. Im Fall des jugoslawischen Marktsozialismus führte die formelle Zusammenfassung von Kapital und Arbeit auf der Ebene des Betriebs dazu, dass sich ihre Trennung auf der Ebene von Staat und Gesellschaft wieder einstellte (E. Lohoff, a.a.O.). Der Staat übernahm anstelle der Betriebsleitung die Funktion des Kapitalisten, die Verwertung sicher zu stellen und damit nicht zuletzt auch die Produktion am Laufen zu halten.

Die Vereinigung von Antagonisten führt nicht zur Versöhnung, sondern erhöht im Regelfall vielmehr die Anforderungen der Selbstdisziplinierung. „Arbeit und Kapital sind miteinander verschmolzen“, schreibt Singer zwar in Hinblick auf die Solidarunternehmen. Doch führt die Personalunion von Kapitalist und Arbeiterin offenbar häufig dazu, den Lohn zu senken und die unbezahlte Arbeit auszuweiten. Das geht z.B. aus den Ergebnissen einer Untersuchung von Kooperativen in Argentinien hervor (F. Habermann, Aus der Not eine andere Welt, S. 131ff., 2004). Auch Margot Geiger schreibt: „In besetzten Betrieben wird meist auch über die Phase der Wiederaufnahme der Produktion hinaus länger, für weniger Geld und ohne die sozialstaatlichen Begünstigungen des Normalarbeitsverhältnisses gearbeitet“ (Betriebsbesetzungen in Argentinien, S. 98, in: Solidarische Ökonomie, 2006).

Keineswegs ist deshalb aber die Erfahrung kleinzureden, dass mit der Besetzung und der Selbstverwaltung von Betrieben generell ein Gefühl der Befreiung einhergeht, endlich ohne Chefarbeiten und Entscheidungen gemeinsam treffen zu können. Die mittlerweile zahlreichen Berichte über die Beispiele in Argentinien stimmen darin überein. Dies bedeutet

Krieg der Engel

Der größte Rüstungskonzern Europas (BAE Systems) ließ vor kurzem mit dem Postulat aufhorchen, er plane auf lange Sicht alle gefährlichen Komponenten, „die der Umwelt schaden und ein Risiko für den Menschen sind“, aus seiner Produktpalette zu entfernen. Eine an Zynismus schier unübertreffbare Aussage! Dass im Kapitalismus der Krieg eine „bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ ist, gilt im Grunde zwar spätestens seit dem Militärtheoretiker Carl von Clausewitz als Allgemeinplatz, der Öko-Faible hingegen – der grüne Daumen am Abzug – ist ein ganz neuer Aspekt. Was mit dieser Pseudo-Ethik wirklich beabsichtigt wird außer neuartige *Promotion* oder Absatzsteigerungen, sei dahingestellt; die Gesundheit der Menschen ist es mit Sicherheit nicht...

In einer Gesellschaft, in der Konkurrenz und ihre Ausgeburten Gewalt und Krieg als unverrückbare anthropologische Konstanten gelten, ist es nur konsequent, im Namen der Humanität die

Effizienz des Tötens zu steigern und die unerwünschten externen Kosten, die sogenannten Kollateralschäden, möglichst zu minimieren, anstatt dem Wahnsinn endlich und endgültig Einhalt zu gebieten. Das todbringende *Business as usual* erhofft sich im Hinblick auf zukünftige Konflikt-Potenziale, welche in Zeiten des Krisenkapitalismus *en masse* vorhanden sind, eine erhöhte Todesrate und damit steigende Profite. Doch nicht nur die Rüstungskonzerne selbst, sondern auch andere nicht-/staatliche AkteurInnen dürften an der Entwicklung umweltverträglicher Kampfsysteme interessiert sein, denn je ökologischer der Krieg, desto unproblematischer und rentabler der anschließende Wiederaufbau. Es ist daher nicht weiter verwunderlich, dass bspw. die britische Regierung diese Idee bereits wohlwollend aufgenommen hat. Eine Kooperation könnte dann im Sinne einer *Public Private Partnership* erfolgen; mit Folgen: Die Weltordnungskriege der Zukunft dürften mit Umwelt-Zeichen wie „Blauer Engel“ die Menschheit ins Jenseits befördern!

Ch. W.

allerdings nicht, dass solche Betriebe in *terms of* Wert- und Warenproduktion dauerhaft funktionstüchtig sind, sondern es verweist darauf, dass die damit verbundene Art der direkten Kooperation emotional befreiend und sozio-psychisch unterstützend wirkt.

Strukturen, die es leichter machen

So sehr ethische Motive den Entwurf einer post-kapitalistischen Agenda auch inspirieren und vorantreiben, so entscheidend ist es doch, gesellschaftliche Strukturen aufzubauen, die jene Handlungsweisen fördern und erleichtern. Die dominanten Handlungsregulative müssen den ethischen Orientierungen also entgegenkommen. Gerade der Diskurs der Solidarität birgt ansonsten die Gefahr, zu einer fruchtlosen Moralisierung beizutragen, wonach wir lediglich das Gute wollen müssten, um es in die Welt zu setzen. Der inflationäre Gebrauch des Solidaritätsbegriffs ist eine Folge dieser Schlagseite. Denn die Rede von der Solidarität sagt noch lange nichts über ihren Inhalt aus. Dies illustriert nicht zuletzt die große Zahl der hiesigen Genossenschaften, die sich auf eine solidarische Förderung der Mitglieder beschrän-

ken, mit dem Ziel, ihre Stellung am Markt zu verbessern, ihre Konkurrenzfähigkeit zu stärken oder ihren privaten Lebensstandard zu erhöhen.

Damit das, was für einen Betrieb gut ist, auch den Menschen gut tut, benötigt „Solidarische Ökonomie“ eine entsprechende gesellschaftliche Ordnung. Geld und Ware erweisen sich dafür als hinderlich. Mit dem Geld als Repräsentanten eines allgemeinen, abstrakten Reichtums nämlich ist das egoistische Geldinteresse strukturell schon gesetzt. Geld – und nur Geld – erlaubt den Zugriff auf den konkreten Reichtum in Gestalt der Waren. Geld verkörpert somit Reichtum schlechthin. Es liegt in seiner Eigenschaft als Geld selbst begründet, in der Eigenschaft, allgemeines Tauschmittel und selbstständige Wertgestalt zu sein, den Reichtum *erstens* auf einen unterschiedslosen Nenner zu bringen und *zweitens* den Zugang zu den Gebrauchswerten dadurch absolut zu monopolisieren. In dieser „Geldnatur“ liegt schon beschlossen, dass es sich gegenüber konkreten Handlungszwecken verselbstständigt, dass Geld zu Kapital mutiert, es den Menschen als Feind gegenübertritt. Sie und ihre Bedürfnisse sind der unerbittlichen Not-

2000 Zeichen

abwärts

wendigkeit, Geld haben und Geld einnehmen zu müssen, strikt nachgeordnet.

Eine soziale Bewegung, die gegen diese Verhältnisse ohne Illusionen angehen will, sollte sich darüber im Klaren sein, dass der Widerstand gegen die historische *Durchsetzung* der Warenökonomie von anderer Qualität war als die Anstrengung, die eine solche Bewegung heute selbst unternehmen muss.

Dazu gehört ganz wesentlich, die scheinbar unverrückbare Reichtumsform der bürgerlichen Gesellschaft anzutasten. Denn es hilft letztlich und auf Dauer wenig, nur nach einem anderen Gebrauch von Ware, Geld und Kapital zu verlangen. Auch wenn wir Arbeitskraft, Boden oder Geld mit Karl Polanyi für „fiktive Waren“ halten wollen, so ändert dies nichts an deren Warencharakter. Wie Moishe Postone zutreffend bemerkt, bedeutet die Rede von den „fiktiven Waren“ im Umkehrschluss im Grunde, dass die übrigen Waren „natürlich“ seien (S. 231f., *Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft*, 2003). Tatsächlich ist die Ware als besondere, gesellschaftlich bedingte Form des Arbeitsprodukts jedoch in keiner Weise natürlich. Eine „natürliche Ware“ gibt es nicht. Gesellschaftlich dominant wird die

Warenform historisch erst mit der Durchsetzung der kapitalistischen Produktionsweise, mit der Produktion für den Verkauf, also der modernen Warenproduktion. Sie muss verschwinden, soll der Kapitalismus überwunden werden.

Wie sollte eine Gesellschaftsordnung denn auch beschaffen sein, in der sich „solidarische Genossenschaften“ zwar über den Markt vermitteln, in der aber weder ein Arbeitsmarkt noch ein Markt für Geld, also ein Kredit- bzw. Kapitalmarkt existieren, wir eine staatliche Wirtschaftsplanung aber ausschließen? Sollen die Produkte nach wie vor Warenform haben, so bleibt auch unklar, wie der Boden seinen Warencharakter verlieren soll. Zustimmend zitiert Gabriele Herter Karl Polanyi, wenn er schreibt: „Märkte sind schlicht isolierte Flecken, die mit der Produktion nicht verbunden sind. Niemals vor dem 19. Jahrhundert wurden sie innerhalb der Gesellschaft bestimmend“ (zit. nach Herter, S. 23f., in: *Solidarische Ökonomie*, 2006). Soll diese Form des isolierten, vor- und frühmodernen Marktes als Bezugspunkt einer Solidarischen Ökonomie dienen, so wäre allerdings noch zu skizzieren, wie die Produktion auf einer höheren gesellschaftlichen Ebene zu regulieren sei, als sie jene isolierten Lokalwirtschaften der Feudalepoche darstellten, die auf lokalen und regionalen Märkten zusammentrafen, um ihre gelegentlichen Überschüsse zu verkaufen.

Ausblicke

Die Beiträge zur „Solidarischen Ökonomie“ kommen insgesamt zu einem ausgewogenen Urteil. Weder werden die Potenziale jener Projekte und Ansätze, die der Diskurs der Solidarischen Ökonomie versammelt, unterschätzt, noch deren absehbare Grenzen und immanente Herausforderungen kleingeredet. Die theoretische Debatte wird sich weiter befassen müssen: mit dem Verhältnis der Solidarischen Ökonomie zum Staat, dem Verhältnis von Ethik, Handlungsrationalität, Organisations- und Gesellschaftsstruktur, der Einschätzung historischer Erfahrungen mit Selbstverwaltung und Genossenschaften und zu guter Letzt mit der allgemeinen Zielrichtung, in der das Projekt Solidarische Ökonomie sich entwickeln soll. Ist Solidarökonomie bloß ein „Kind der Not“, das ephemere Komplement einer Krisenphase? Ist sie ein Beispiel dafür, wie unter kapitalistischen Bedingungen eine „andere Wirtschaft“ möglich ist? Oder ist Solidarische Ökonomie der erste Schritt

auf dem Weg in eine „andere Welt“, in der die Fixierung auf Geldbeziehungen und Warenproduktion zur Disposition zu stellen wäre?

Die fortgesetzte Suche nach Antworten muss dabei mit strategischen Überlegungen einher gehen. So plädieren Irmtraud Schlosser und Bodo Zeuner nach brasilianischem Beispiel für eine engere Kooperation zwischen Solidarökonomie und Gewerkschaft. Zu Recht verweisen sie auf die Gefahr, dass selbstverwaltete Betriebe andernfalls „reformistische Errungenschaften der sozialen Mindestsicherung“ (Gewerkschaften, Genossenschaften und Solidarische Ökonomie, S. 32, in: *Solidarische Ökonomie*, 2006) untergraben könnten. In der Tat müssen sich Projekte der Solidarischen Ökonomie klar gegen einen „Neoliberalismus von unten“ abgrenzen. Dies kann letztlich nur anhand ihrer gesellschaftlichen Zielsetzung und ihres sozialen Kontextes erfolgen. Gewerkschaften könnten darüber hinaus wichtige Vernetzungsfunktionen übernehmen, was Clarita Müller-Plantenberg in ihrem Beitrag zur „Solidarische(n) Ökonomie in Brasilien“ (S. 112ff., a.a.O.) beschreibt. Es wäre zu diskutieren, ob eine solche Vernetzungsstruktur auch den Rahmen dafür abgeben könnte, den „solidarischen Sektor“ zumindest partiell von den Kapitalbewegungen und Geldbeziehungen der Warenökonomie abzukoppeln. Wolfgang Nitsch schließlich hält unter anderem eine auf die Solidarökonomie bezogene, „aber unabhängige kritisch-solidarische Theorie-, Forschungs- und Bildungsarbeit“, die in „selber solidarisch-ökonomisch zu organisierenden“ Zentren stattfinden solle, für notwendig (Das transformatorische Potenzial der Solidarischen Ökonomie, S. 161f., a.a.O.). Auch dafür könnte Brasilien als Beispiel dienen.

Willi Eberle und Hans Schächli nennen zwei Voraussetzungen für „eine radikale Linke, welche den Bruch mit dem Kapitalismus anstrebt“ (Über den Keynesianismus hinaus, S. 165, *Widerspruch* Nr. 50, 2006). Eine solche wäre heute *erstens* „nur glaubwürdig, wenn sie (...) bereit ist, die sozialistischen Experimente der Vergangenheit schonungslos zu kritisieren“. Darüber hinaus aber müsse sie *zweitens* „die Entwicklung von konkreten Alternativen, konkreten Utopien zum real existierenden Kapitalismus“ vorantreiben. Denn ohne solche Alternativen könne „niemand von der Notwendigkeit eines Bruchs überzeugt werden“. Das Projekt einer Solidarischen Ökonomie sollte sich auf diese Notwendigkeit hin orientieren.

WIDERSPRUCH

50

Beiträge zu sozialistischer Politik

Alternativen!

Solidarische Ökonomie, Geschlechtergerechtigkeit, wirtschaftliche Frauenrechte, Marktmetaphysik, Humanisierung der Arbeit, Wirtschaftsdemokratie und Genossenschaften, Feministische Kapitalismuskritik, Lohngleichheit, Sozialversicherung, Migrationspolitik, Neuroethik und Psychiatrie

E. Eberle, U. Gubitzer, B. Eikon, A. Gökse, A. Kündl, W. Schlosser, P. Decker, A. Demirovic, F. Haug, C. v. Werlhof, S. Strub, C. Knöpfel, B. Götzli, M. Puler

Neuformierung der Linken

W. Eberle / H. Schächli: Emanzipatorisches Projekt U. Brand: Progressive Strategien in Europa J. Bischoff / U. Gubitzer: Linker Sozialismus und WAG Ch. Reymann: Frauenfrage – der blinde Fleck K.H. Roth: Proletariat und soziale Befreiung

Marginalien / Rezensionen

25 Jahre

Fr. 25.- / € 16.-

WIDERSPRUCH 50 Alternativen!

Mit Beiträgen von Elmar Altvater, Luise Gubitzer, Frigga Haug, Claudia von Werlhof, Joachim Bischoff, Karl Heinz Roth, Alex Demirovic, Ulrich Brand, Willi Eberle, Hans Schächli u.a.

228 Seiten, Fr. 25.-, Euro 16.- im Buchhandel oder bei WIDERSPRUCH, Postfach CH-8031 Zürich
Tel./Fax 0041 (0)44 273 03 02
vertrieb@widerspruch.ch
www.widerspruch.ch

Make Copyright History!

von Stefan Meretz

Die globale Bewegung zur Befreiung digitaler Güter weitet sich aus. Was mit der Befreiung der Software begann, ist inzwischen zu einer Freien Kulturbewegung geworden. Das große „F“ im Adjektiv „Frei“ verweist auf die „vier Freiheiten“ der Freien Software, die für den Bereich digitaler Kulturgüter adaptiert wurden: die freie Nutzung zu jedem Zweck, der freie Zugang zu den Quellen, die freie Kopie und Weitergabe, die Möglichkeit zum Remix und freier Remix-Verbreitung.

Der Begriff „Remix“ verweist auf den genuin gesellschaftlichen Charakter von Kulturprodukten sowie allgemein aller Produkte. Remix bedeutet, verfügbares und kumuliertes Menschheitswissen zu nutzen, um daraus neue Produkte zu kreieren. Diese ontische Eigenschaft gesellschaftlicher Produkte steht der Warenform entgegen. Eine Ware muss knapp, das in Herstellung und Produkt vergegenständlichte Wissen muss exklusiv sein.

Im „analogen Zeitalter“ ist die Exklusivität durch die Verknüpfung von Material und Wissen gleichsam automatisch, eben „material“ gegeben. Patente und Urheberrechte sorgen zusätzlich für die exklusive Verwertbarkeit der an sich unstofflichen „Ideen“. Zwischen öffentlichem Nutzen und privater Verwertung gibt es eine tradierte „Balance“, denn eine schrankenlose Verwertung würde jeden gesellschaftlichen Zusammenhang zerstören. Diese viel beschworene „Balance“, die im Kern den bürgerlichen Sozialstaat ausmacht, zerfällt im digitalen Zeitalter. Zwei Prozesse sind hierfür ursächlich verantwortlich.

Zum einen ist die kapitalistische Verwertung in eine Krise geraten. Es ist keine Basisinnovation in Sicht, die eine neue „lange Welle“ der Vernutzung von Arbeitskraft und Mehrung der Wertschöpfung bedeuten könnte. Jede Produktivitätssteigerung zersetzt die Basis, auf der der Verwertungsprozess beruht. Ganz unliberal versucht das Kapital den Staat zum Instrument seiner Wünsche nach Sanktionierung der freien Kopierbarkeit zu machen – klebt doch im digitalen Zeitalter das Wissen nicht mehr am Produkt, sondern kann von einem zum anderen stofflichen Träger wandern. Denn auch das Ka-

pital ist für eine sichere Rente – für seine Informationsrente.

Auf der anderen Seite ist es die digitale Form, die genau jene freie Kreativität ermöglicht, die das Kapital exklusiv verwenden will. Jede und jeder kann produzieren, kann Vorhandenes nehmen und daraus etwas Neues erzeugen – eben remixen. Lawrence Lessig, Jurist an der Stanford-Universität (USA) hat dafür ein schönes Bild gefunden: Es geht um den Übergang von einer „read-only“ (RO) zu einer „read-write“ (RW) Gesellschaft.

Das Kapital braucht das Copyright, um seine Vision einer RO-Gesellschaft durchzusetzen. Passive Couch-Potatoes sollen konsumieren, was ihnen vorgesetzt wird – und dafür bezahlen. Auf der anderen Seite stehen Myriaden kreativer Menschen, die „ihr Ding“ machen. Dabei geht es längst nicht mehr nur um Hacker, die sich „in Software“ austoben, sondern um eine breite Kulturproduktion. Für diese RW-Gesellschaft hat Lessig die Creative-Commons (CC)-Lizenzen entwickelt. Ähnlich den freien Softwarelizenzen geben sie den KulturproduzentInnen die Möglichkeit, ihre Produkte der Welt zur Verfügung zu stellen. Der Erfolg ist durchschlagend, inzwischen verweisen 140 Millionen Links auf die Website creativecommons.org und die CC-Lizenzen.

CC ist ein Einstieg in den Ausstieg proprietärer Kulturproduktion. Rund um CC sind völlig neue Formen der Subsistenz entstanden. So wird in den Favelas Brasiliens täglich Musik produziert, die auf CDs gebrannt nur über den Straßenhandel vertrieben werden. Schätzungen gehen von 1000 Releases pro Jahr aus, während es BMG/Sony gerade einmal auf 15 Neuerscheinungen brasilianischer Interpreten bringt – erhältlich nur in „normalen“ Geschäften. Die brasilianische Regierung unterstützt den Entkopplungsprozess durch den Aufbau lokaler Kulturzentren („Pontos de Cultura“). Dahinter steht eine ambivalente, aber durchaus realistische Einschätzung: „Jobs and employment are things of the 20th century. The future has nothing to do with employment“ – so Claudio Prado, Leiter der Abteilung für Digitale Kultur im brasilianischen Kulturministerium auf der Berliner Konferenz „Wizards of OS“ im

September 2006. Krisenerscheinung und neue Formen lokaler Subsistenz und Autonomie jenseits „normaler Lohnarbeit“ liegen eng beieinander.

Selbstredend wird auch diese „Produktivität von unten“ wiederum privat angeeignet und gewinnbringend zu Markte getragen. Ein Beispiel ist „Web 2.0“: Vordergründig als neue Qualität interaktiver Anwendungen im Internet diskutiert, stehen hierfür im Kern jedoch neue „Geschäftsmodelle“, die darauf basieren, dass die User den Content, den sie nutzen wollen, selbst zusammentragen. Läuft der Laden erfolgreich, wird für ein paar Milliarden Dollar an Google verkauft – wie jüngst beim Videoportal „YouTube“ geschehen.

Ökonomisch besteht dieser widerspruchsvoll ablaufende Prozess in einer gigantischen Entwertung, dem sich langfristig auch die großen Content-Konzerne von Microsoft bis BMG/Sony nicht entziehen können. Diese Entwertung macht Platz für neue Formen der Peer-to-Peer (P2P)-Kooperation – noch im Geldmodus oder schon jenseits davon. Freie Software war nur der Anfang, die Freie Kulturbewegung ist neu auf der Bühne. Interessanterweise fallen die verschiedenen Formen der P2P-Kooperation dort auf fruchtbaren Boden, wo die Verwertungslogik bereits „ganze Arbeit“ geleistet hat und „normaler Kapitalismus“ längst nicht mehr funktioniert – während sich die Linke hierzulande an eben jene retrograde „Normalität“ klammert.

Der globale Entwertungsprozess ist nicht aufzuhalten, sondern er ist zu beschleunigen. Eine zentrale, im traditionellen Sinne politische, aber keineswegs anti-kapitalistische Forderung ist die nach der Abschaffung des Urheberrechts: „Make Copyright History“. Sie ist dennoch „unerhört“, denn sie erzwingt eine Bewegung im Kopf und im Tun, weil sie den realen Entwertungsprozess offen legt und Alternativen herausfordert: Wie wollen wir leben? Welche Kulturgüter wollen wir produzieren und genießen? Wie wird es mit der stofflichen Produktion laufen? Welche Formen der Kooperation kann es geben? Wie können wir uns alltäglich selbst organisieren? Fragen, die gestellt und besprochen werden müssen.

Kommunikation und Konsum

von Ulrich Enderwitz

Kommunikation kommt aus dem Lateinischen, ist die substantivierte Form des Verbs *communicare*, das sich von dem Wort *communis*, *gemeinsam*, ableitet, das wiederum auf das Verb *munire*, *Mauern* oder *Schanzwerke errichten*, verweist, so dass es sich wörtlich mit *gemeinsame Mauern habend* wiedergeben ließe. Unser Wort *Kommune* hält diesen ursprünglichen Sinn nach wie vor ziemlich genau fest. *Communicare* hat im Lateinischen einen Bedeutungsumfang, der von *gemeinsam machen* über *geben* und *teilnehmen lassen* bis zu *besprechen* und *sich beraten* reicht.

Vor seiner modernen Wiederaufnahme und inflationären Verwendung überlebt in der europäischen Neuzeit der Begriff eigentlich nur in einer militärisch spezialisierten Bedeutung: Da bezeichnet er die Übermittlung von Informationen unter den erschwerten Bedingungen teils ihrer Geheimhaltung vor dem militärischen Gegner, teils ihrer Absicherung gegen Störungen und Vereitelungen durch den militärischen Gegner.

Der inflationäre neue Gebrauch, der gegenwärtig von dem Begriff gemacht wird, scheint mit dieser militärischen Spezialbedeutung nichts zu tun zu haben. Schon deshalb nicht, weil bei dieser neuen Kommunikation die Übermittlung von Informationen gar keine oder höchstens eine nur sekundäre Rolle spielt. Wer heute Kommunikation sagt, der denkt nicht primär an objektive Vorgänge, an Austausch von Informationen, sächliche Mitteilungen, Verständigung über etwas, sondern an subjektive Befindlichkeiten, persönlichen Kontakt, Verständigung als gegenstandsloses „Einanderverstehen“, Gesprächsklima, Austausch sans phrase. Kommunikation ist ein Sprechen, bei dem nicht sowohl der Inhalt und Gegenstand der Mitteilung als vielmehr der Mitteilungsakt selbst und als solcher im Mittelpunkt steht.

Nicht zufällig zählen die christlichen Gemeinschaften, die Fachleute für irdisches klimatisiertes Miteinander (denn auf diese sozialtechnische Aufgabe ist das Christentum mittlerweile reduziert, sieht man einmal von den wohlfahrtsstaatlichen Funktionen ab, die die Kirchen mit Hilfe der ihnen zugewiesenen Steuermittel außerdem noch wahrnehmen), zu den ei-

frigsten Propagatoren solcher modernen Kommunikation.

Ist Gegenstands- beziehungsweise Intentionlosigkeit oder jedenfalls die relative Unerheblichkeit dessen, worüber man sich austauscht, das eine hervorstechende Merkmal der Kommunikation, so deutet die obige Wendung vom Austausch sans phrase zugleich schon ihr zweites auszeichnendes Charakteristikum an: Kommunikation ist anders als die traditionelle Verständigung kein explizit oder gar ausschließlich sprachliches Verhalten. Seitdem der Begriff mit den nachexistenzialistisch-strukturalistischen Theoriebildungen in den sechziger und siebziger Jahren richtig in Mode gekommen ist, haben die diversen Vertreter dieser Theorien – ein Lévi-Strauss, Leach, Habermas, Lorenzer und wie sie alle heißen mögen – größten Wert darauf gelegt, ihn über die Sprache im eigentlichen Sinne hinaus auf alle möglichen anderen menschlichen Hervorbringungen und kulturellen Erscheinungen auszudehnen und ihm neben dem Bereich der Sprache auch andere menschliche Objektbereiche als Betätigungsfeld und Entfaltungsraum nachzuweisen. So kann sich die Kommunikation ebenso gut wie im Felde der Lautzeichen auch in der Sphäre anderer materieller Phänomene und Objekte entfalten, etwa im Medium von Gesten und Gebärden, von mythologischen Motiven und Symbolen, von Kult- und Gebrauchsgegenständen, von Modeartikeln und Kleidungsstücken, von Lebensmitteln und Küchenrezepten, von Möbelstilen und Autotypen und weiß der Himmel von was sonst noch.

Intentionlosigkeit und Unsprachlichkeit oder, halbwegs paradox ausgedrückt, Gegenstandslosigkeit und Gegenständlichkeit – das sind die beiden entscheidenden Merkmale der modernen Kommunikation. Das erstere möchte ich als das ideologische Moment am Kommunikationsbegriff bezeichnen, das ich in früheren Auseinandersetzungen mit dem Strukturalismus ideologiekritisch herauszuarbeiten versucht habe (*Schamanismus und Psychoanalyse – Zum Problem mythologischer Rationalität in der strukturalen Anthropologie von Claude Lévi-Strauss*, Wiesbaden 1977; *Totale Reklame – Von der Marktgeseellschaft zur Kommunikationsgemeinschaft*,

Freiburg 1986; www.reichtum-und-religion.de). Ideologisch ist dabei der mit der Intentionlosigkeit synonyme bedingungslose Systemanspruch. Phänomene interessieren ausschließlich im Blick auf ihren bestehenden und als solcher zu reaffirmierenden beziehungsweise zu erhaltenden immanent-funktionellen Zusammenhang, eben ihre Kontinuität als funktionierendes System; eine transzendent-intentionale Betrachtung, die Realisierung des Phänomenganzes als eines in Entwicklung begriffenen, prozessualen Organismus soll ausgeschlossen bleiben. Die Struktur, das intentionlos gesetzte System, ist das bannkräftige oder jedenfalls abwehrzauberische Veto gegen Veränderung und Geschichte – und zwar unter gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen Veränderung nur die Katastrophe verspricht und der historische Fortgang nur in den revolutionären Zusammenbruch beziehungsweise in den diesen aufzuhalten gedachten faschistischen Terror zu führen droht.

Das zweite Moment, die Unsprachlichkeit der Kommunikation, scheint mir dagegen eher empiriologisch als ideologisch relevant und verlangt deshalb auch weniger eine ideologiekritische Behandlung als eine erfahrungstheoretische Würdigung. Die Unsprachlichkeit als Konsequenz der Ausdehnung von Sprache im eigentlichen Sinn auf alle möglichen Ensembles nichtsprachlicher Phänomene, Objekte und Verhaltensweisen ist meines Erachtens Reflex einer ebenso virulenten wie aktuellen Erfahrung – der Erfahrung, die wir als moderne Konsumenten machen. Dank der ungeheuren Produktivitätsentwicklung, die in den letzten zweihundertfünfzig Jahren unsere Gesellschaften genommen haben, und dank des kapitalistischen Produktionsverhältnisses, unter dessen Auspizien sich diese Produktivität entfaltet, finden wir uns in zunehmendem Maße einem von Menschenhand beziehungsweise menschlicher Apparatur geschaffenen Milieu konfrontiert oder vielmehr von diesem Milieu umgeben, das uns in der Unmittelbarkeit einer zweiten Natur entgegentritt und dem gegenüber wir uns haargenau so verhalten, wie es der Strukturalismus im Blick auf die als Kommunikationsmaterie von

ihm reklamierten Objektklassen und Systeme von Phänomenen beschreibt: Wir bewegen uns in einer industriell gefertigten, hoch differenzierten Güterwelt, die dazu da ist, unsere entsprechend diversifizierten Bedürfnisse zu befriedigen und der wir zu diesem Ende weniger aktiv produzierend als passiv rezipierend begegnen – als wahrnehmende, identifizierende, kontrastierende, vergleichende, auswählende, entscheidende Konsumenten.

Und nicht nur prägt diese konsumtive Güterwelt, diese zweite Natur, wegen ihrer expansiven Allgegenwart immer stärker unser erscheinungsweltliches Bewusstsein, unsere Erfahrung von Wirklichkeit überhaupt und lässt die erste, natürlich gewachsene Natur immer mehr zum Korollar oder Sonderfall der zweiten, industriell gefertigten Natur herabsinken – weil wegen der fortschreitenden Technisierung und Automatisierung der Produktionsprozesse die aktiv-produzierende Auseinandersetzung mit Wirklichkeit gegenüber jenem konsumtiv-rezipierenden Umgang mit ihr zugleich immer mehr an Umfang und Gewicht verliert, finden wir uns auch lebenszeitlich-biographisch immer stärker durch die Konsumsphäre okkupiert und wird sie zum nicht weniger chronisch verbindlichen als topisch maßgebenden Lebensraum und Erfahrungsort für uns. Einen Großteil unseres Lebens halten wir uns in ihr auf und pflegen eben den dispositionell-warenkundlichen Umgang mit ihr, den uns der Strukturalismus dann als im Zentrum seiner Kommunikationstheorie stehende intellektuell-systembildnerische Objektbeziehung präsentiert, um nicht zu sagen verkauft. So archaisch und exotisch verfremdet und so sehr auf Basis dieser Archaik aller historischen Identifizierung in schiere Anthropologie entrückt ein Lévi-Strauss¹ seine Kommunikationsmodelle auch erscheinen lassen mag, ohne die moderne Konsumsphäre und die von ihr geprägte Wirklichkeitserfahrung fielen ihm diese Modelle im Traum nicht ein.

Sphäre und Zeichen

Aber warum, wenn das so ist und der Strukturalismus moderne Konsumerfahrungen theoretisiert, warum spricht er dann nicht von Konsum, sondern nennt das Ding Kommunikation? Nun, ein reines Missverständnis, eine völlig abwegige Verwechslung stellt, wenn man die Sache recht besieht, dieses Quidproquo, das der Strukturalismus begeht, wohl nicht dar. Schließlich ist die Konsumsphäre, insofern

sie als Endstation und Schlussetappe des Zirkulationsprozesses wie die Zirkulation selbst marktförmig organisiert und dank großer Industrie und umfassendem Handel zunehmend vereinheitlicht und zentralisiert ist, ein gigantischer öffentlicher Raum und als solcher nolens volens ein Versammlungsort, eine Begegnungsstätte, die in den großen Warenhäusern und Supermärkten unserer Zeit ihr passendes Symbol findet. Indem ich in die Konsumsphäre eintrete und mich gemäß meinen Bedürfnissen und Interessen auf ihre „ungeheure Warensammlung“ beziehe, beziehe ich mich durch sie nolens volens auf meine Mitmenschen, trete ich, ob ich will oder nicht, ins Verhältnis zu den vielen anderen, die sich zusammen mit mir in der Konsumsphäre aufhalten und bewegen. Durch die Objektivität der Warensammlung sozialisiere ich mich; ich orte mich in einem sozialen Beziehungsgeflecht, ich erkenne andere und werde von ihnen erkannt, verständige mich mit ihnen und werde von ihnen verstanden. Durch die Objekte der Konsumsphäre, die insofern in der Tat Zeichencharakter beweisen, identifiziere ich mich mit anderen Konsumenten oder Konsumentengruppen, vergleiche mich mit ihnen, unterscheide mich von ihnen, opponiere ihnen, erhebe mich über sie, gewinne Macht über sie, mache ihnen Avancen und so weiter. Und dies nicht nur auf Basis einzelner Artikel oder im Rahmen bestimmter Konsumsparten, sondern dank der heute herrschenden Reklamestrategie einer Beschwörung des Ganzen durch jedes seiner Teile, einer Reklamation der Totalität der Konsumsphäre als solcher bringt mich die Entscheidung über den Kauf eines Autos oder auch nur einer Perlweiß-Zahnpastatube im Prinzip mit der gesamten Konsumentengemeinde in Kontakt und integriert mich in sie. Ohne diesen kommunikativen Nebeneffekt, die Erzeugung eines Gefühls von Dazugehörigkeit und die Befriedigung eines Bedürfnisses nach Vergesellschaftung, nach dem reklamatorisch-sprichwörtlichen Come together, wäre die Plausibilität und Effektivität dieser modernen, aufs Ganze des Sortiments gehenden, die Welt der Waren als einen Kosmos beschwörenden Reklamestrategie gar nicht zu erklären.

Als große Kommunikationsgemeinschaft bestätigt allerdings die um die ungeheure Warensammlung gescharte Konsumgesellschaft objektiv, was ihr als ideologischer Charakter von mir unterstellt wurde: Sie ist intentionslos, verfolgt kein Ziel, dementiert vielmehr jede Absicht

und Perspektive. Diese durch die Warenwelt als Zeichenzusammenhang vermittelte Verständigung erlaubt mir nur, mit anderen in Verbindung zu treten und mich mit ihnen auszutauschen, nicht, mich mit ihnen zusammenzutun und zu verabreden. Nicht die funktionelle Bestimmung der Sprache, eine zielgerichtete Solidarisierung, die Orientierung auf ein gemeinsames Projekt, wird durch sie ermöglicht, sondern sie stellt bloß die strukturelle Bedingung des Sprechens, eine situationsgebundene Sozialisierung, die Identifizierung mit einer gemeinschaftlichen Befindlichkeit her. Der Grund dafür ist einfach genug: Zeichen und Sache, Bezeichnendes und Bezeichnetes koinzidieren in diesem Sonderfall quasisprachlicher Verständigung. Die als intersubjektive Zeichen firmierenden Waren repräsentieren nur sich selbst und das System, das sie bilden. Mit dieser Sprache lässt sich nur über sie selber sprechen, eben kommunizieren. Die praktischen Auswirkungen dieses mittlerweile vorherrschenden, intentionslos selbstbezüglichen Kommunikationsverhaltens auf den modernen Alltag lassen sich an der sprachlichen Verständigung stricto sensu studieren: Nicht etwa nur in der medialen Reklame, sondern ebenso sehr im alltäglichen Gespräch verständigt man sich fast nur noch über Konsumartikel, erzählt sich von Erfahrungen und Entdeckungen in der Konsumsphäre, gibt Einkaufstipps, vergleicht Preise, berichtet von Fundstellen, Sonderangeboten, Schnäppchen.

Wahrheit oder Realismus

Die strukturalistische Interpretation der modernen Konsumsphäre als Kommunikationssystem hat also durchaus ihr Moment von Wahrheit oder Realismus. Allerdings nur ein Moment, dessen exklusive Totalisierung es ebenso sehr der Unwahrheit verdächtig macht. Was nämlich zu erklären bleibt, ist, warum der Strukturalismus derart ausschließlich auf das kommunikationssystematische Moment abhebt, dass er vom Realfundament oder materiellen Träger solchen Kommunizierens, eben der Konsumsphäre, gar nichts zu gewahren oder zu wissen scheint, dass aus der Perspektive dieser strukturalistischen Interpretation der modernen konsumtiven Erfahrungswelt der materielle Träger hinter der ihm zugeschriebenen kommunikativen Funktion regelrecht verschwindet, durch sie als im klassischen Sinne hypostasiertes Phänomen spurlos eskamotiert scheint. Was hält

den Strukturalismus davon ab, seinen Kommunikationsbegriff als Resultat historisch bestimmter, sprich, konsumgesellschaftlicher Erfahrungen wahrzunehmen, was bringt ihn dazu, in diesem Begriff ein keiner empirischen Rückführung bedürftiges, ahistorisch-allgemeinmenschliches Verhaltensprinzip zu erkennen?

Wenn der Strukturalismus den materiellen Konsum mit sozialer Bedeutung, mit einer Kommunikation genannten Vergesellschaftungsfunktion einhergehen beziehungsweise ihn als solchen in dieser Funktion regelrecht aufgehen, hinter ihr verschwinden lässt, dann tut er nichts Präzedenzloses, noch nie Dagewesenes. Auch in früheren Zeiten schon zeigt sich materieller Konsum über seine individuelle Regenerationsfunktion hinaus mit sozialer Bedeutung, mit kollektiv-generischen Absichten befrachtet. Ohne viel Anspruch auf systematische Stringenz möchte ich zwei historisch wohlbekannte Konsumereignisse, bei denen dies der Fall ist, aufgreifen und das, was ich an anderer Stelle – im ersten und sechsten Band meiner Studie über *Reichtum und Religion*² – herausgefunden zu haben glaube, kurz rekapitulieren, in der Hoffnung, dass ihre Erklärung einen Beitrag zum Verständnis jenes modernen, Kommunikation genannten, bedeutungsvollen Konsums leisten kann. Ich meine das archaische Fest und die christliche Kommunion. Ich rekapituliere:

Das archaische Fest ist Reaktion auf eine grundlegende Veränderung der Subsistenzsituation des Stammes, Reaktion auf die Erzeugung von Reichtum, Überfluss. Die Gefahr, mit der Reichtum die Stammesgesellschaft bedroht, ist die Etablierung von Herrschaft, die Aufspaltung der Gesellschaft in eine Unterschicht, die arbeitet und die Subsistenzmittel erzeugt, und eine Oberschicht, die bestimmte politisch-kultische Leistungen erbringt und dafür an den Früchten der Arbeit der anderen partizipiert. Oder vielmehr nicht nur partizipiert, sondern diese Früchte, den gesellschaftlichen Reichtum, als ihr angestammtes Eigentum mit Beschlag belegt und in Umkehrung des tatsächlichen Prozesses die ursprünglichen Erzeuger an diesem herrschaftlichen Eigentum ebenso gütigerweise wie in bescheidenem Umfang teilhaben lässt. (Das ist sehr verkürzt dargestellt; um die besagte Umkehrung des Prozesses und etwa den Anspruch der Herrschaft auf die erwähnten kultischen Leistungen zu erklären, bedarf es einer überaus komplizierten Spekulation, die, wer sich dafür interessiert, im ersten Band meiner Studie nachlesen kann.)

Der Gefahr einer solch reichumsbedingten herrschaftlichen Aufspaltung der Gesellschaft begegnet der Stamm mit dem Potlatch des Festes. Der Überfluss wird in einer großen Verschwendungsorgie konsumiert, und damit ist die Gefahr gebannt: Der Stamm kehrt zur alten, kargen Subsistenz zurück, und das Gespenst realer Herrschaft verschwindet wieder hinter der Realität sozialen Funktionärstums, aus dem drohenden Herrscher wird wieder der einfache Häuptling. Natürlich ist das archaische Fest, der verschwenderische Konsum keine dauerhafte Konfliktlösungsstrategie, sondern bleibt ein Übergangsphänomen: So gewiss die menschliche Produktivkraftentwicklung voranschreitet und sich der gesellschaftliche Reichtum auf diese Weise nicht mehr aus der Welt schaffen lässt, so gewiss werden früher oder später herrschaftlich organisierte Gesellschaften die Norm.

Weltflucht

Die Kommunion ist die Antwort auf eine in der Spätantike eingetretene Situation, in der sich herausstellt, dass die herrschaftliche Reichtumsproduktion die Subsistenzwirtschaft, aus der sie hervorgeht, in letzter Instanz zerstört und der herrschaftlich erzeugte Reichtum die unmittelbare Subsistenz, der er entspringen ist, zu böser Letzt vereitelt, weil das große herrschaftliche Gebilde, das auf handelsstädtischer Basis einen beispiellosen Aufstieg erlebt und sich als eine Art parasitäre Supermacht den traditionellen Territorialherrschaften rund ums Mittelmeer oktroyiert hat, das Römische Reich, im Streit um die Verfügung über den Reichtum und um seinen Genuss sich selbst zerfleischt und zugrunde richtet. In dieser Situation wenden sich die Menschen, am Leben und Überleben verzweifelnd, von der Welt ab und suchen mit Hilfe gnostisch-messianischer Orientierungen ihr Heil in der Weltflucht, der Flucht in ein zum gegenweltlichen Himmelreich entfaltetes platonisches Ideenreich.

Zentrale Bedeutung für die Durchführung dieser Weltfluchtmotion gewinnt ein als Abendmahl bekannter Subsistenzakt, der dazu dient, in der Gestalt beziehungsweise Leibhaftigkeit von Brot und Wein das für den Wechsel aus dem irdischen ins himmlische Leben erforderliche Heilmittel, den Leib Christi, das Materie in Spiritus verwandelnde Pneuma, einzunehmen und sich anzuverwandeln. Insofern diese Subsistenzhandlung das irdische Leben besiegelt und den Grund für den

Wechsel des Menschen ins ewige Sein legt, ist sie in der buchstäblichen Bedeutung des Ausdrucks, mit dem das Angelsächsische sie benennt, „last supper“, der letzte Akt einer Subsistenz, die in dem ironischen Sinne ein verzehrendes, tilgendes Ereignis, kurz, Konsum, ist, dass sie durch eben diesen letzten Akt sich selber überflüssig macht und ad acta legt. An ihrer Subsistenz, die durch den agonalen Streit um den herrschaftlichen Konsum zugrunde gerichtet wird, verzweifelnd, geben die Untertanen des Reichs ihr Subsistenzinteresse preis beziehungsweise schlagen es in die Schanze jenes als Kommunion firmierenden, verzehrend letzten Subsistenzakts, der die Basis für die Transfiguration des irdischen Leibes in das himmlische Corpus liefert und damit alle Subsistenzprobleme ein- für allemal löst.³

Versuchen wir die beiden Ereignisse des archaischen Festes und der christlichen Eucharistie ins Verhältnis zueinander zu setzen, so können wir diese doppelte Gemeinsamkeit konstatieren, dass in beiden Fällen eine gesellschaftlich bedingte Subsistenzkrise vorliegt und dass beide Ereignisse eine Antwort auf die jeweilige Krise darstellen. So verschieden allerdings die Krisen sind, so verschieden sind auch die Antworten und die mit ihnen intendierte Krisenbewältigung. Im Fall des archaischen Festes droht herrschaftliche Reichtumsproduktion und die damit einhergehende Umfunktionierung der Erzeuger in fronwirtschaftliche Reichtumsproduzenten und Reduktion ihrer Subsistenz auf ein bloßes Abfallprodukt eben jener Reichtumsproduktion. Der Konsum des archaischen Festes dient dazu, diese im Reichtum und Überfluss bestehende Drohung zu beseitigen und die alte Subsistenzsituation zu erhalten beziehungsweise wiederherzustellen. Im Fall der christlichen Kommunion droht die herrschaftliche Reichtumsproduktion durch den agonalen Kampf um ökonomische Verfügung und politische Macht die Subsistenz sogar noch in ihrer der Reichtumsproduktion untergeordneten und integrierten Form zu zerstören. Der Konsum des Abendmahls verfolgt den Zweck, die Subsistenz als irdisch-materielle Notwendigkeit zu überwinden und hinter sich zu lassen und sich ins spirituelle Sein eines messianischen Gottesreichs abzusetzen. Im einen Fall versucht man, eine durch die menschliche Produktivkraftentwicklung vorangetriebene und als bedrohlich erscheinende Geschichte zwecks Erhaltung der guten alten Zeiten zu stornieren, im anderen Fall wird versucht, der

katastrophischen Entwicklung, die diese Geschichte mittlerweile über die irdische Welt heraufbeschworen hat, zu entrinnen und Zuflucht in einer platonisch ewigen Himmelswelt zu finden.

Subsistenz und Überfluss

Wie stellt sich nun vor dem Hintergrund dieser beiden Fälle eines mit sozialer Bedeutung aufgeladenen, sozialstrategisch orientierten Konsums der moderne Konsum dar, jener konsumgesellschaftliche Konsum, der die uneingestandene empirische Grundlage für die Kommunikationsmodelle des Strukturalismus abgibt? Lässt auch er sich als Reaktion auf eine Subsistenzkrise verstehen, stellt auch er beziehungsweise die Kommunikation, als die er vom Strukturalismus nicht ohne Grund gefasst und präsentiert wird, eine Krisenbewältigungsstrategie dar? Wenn Subsistenzkrise meint, dass die Subsistenz sozial oder materiell bedroht ist, wie in den beiden anderen Fällen durch die im tribalen Rahmen beginnende Reichtumsproduktion oder durch die agonale Balgerei des Imperiums um die Reichtumsbeute, dann sicher nicht! Sozial gesehen, ist im Rahmen der fest etablierten kapitalistischen Reichtumsproduktion die Subsistenz – jedenfalls in unseren Überflusgesellschaften – so selbstverständlich impliziert, dass sie praktisch schon zu den menschlichen Grundrechten gezählt wird. Und materiell ist sie so umfänglich und reichlich gesichert, dass sie – jedenfalls in unseren Überflusgesellschaften – gar nicht mehr als Subsistenz, sondern eben, wie die Rede von der Konsumgesellschaft ja besagt, selber bereits als Konsum, als mit Konsum identisch erscheint.

Hier liegt der Unterschied, der auf den ersten Blick allen Vergleich mit den erwähnten Fällen einer als Konsum sozialstrategisch befrachteten Subsistenz unsinnig erscheinen lässt: Die Subsistenz scheint heute nicht nur nicht bedroht, sie scheint von sich aus in Konsum übergegangen, scheint deckungsgleich mit Konsum. Konsum muss nicht mehr wie bei der archaischen Verschwendung und dem eucharistischen Selbstverzehr eigens veranstaltet, zelebriert werden, er ist das durch die Natur der kapitalistischen Reproduktion unserer Gesellschaften alltäglich Gegebene, die herrschende Erfahrung. Der moderne Konsum ist keine Krisenbewältigungsstrategie, die erst von den Mitgliedern der Gesellschaft in Szene gesetzt werden muss, vielmehr ist er eine den letzteren von ihrem ökonomischen System als

die verbindliche Form ihrer Subsistenz frei Haus gelieferte, ganz unstrategisch faktische Lebensform.

Er ist mitnichten eine Krisenbewältigungsstrategie, allerdings ist, schaut man genauer hin, auch er mit einer Strategie geschlagen, nur nicht mit einer, die Krisen bewältigt, sondern die Krisen erzeugt. Er stürzt die Subsistenz in eine Krise, die an Folgeschwere den durch die beginnende Reichtumsproduktion und durch die imperiale Agonie des Römischen Reiches heraufbeschworenen Krisen in nichts nachsteht. Sosehr phänomenologisch Subsistenz und Konsum deckungsgleich werden mögen, sosehr stehen sie doch, systematisch betrachtet, im Widerspruch zueinander. Konsumiert wird in der kapitalistischen Gesellschaft nicht, um die realen Subsistenzbedürfnisse zu befriedigen, sondern um die kapitale Verwertungsmaschinerie in Gang zu halten. Subsistenz dient der Erhaltung der Menschen, Konsum der Erhaltung des Kapitalverhältnisses. Konsum ist hinter der Camouflage individuellen Genusses versteckte gesellschaftliche Arbeit, die dazu dient, an den reell oder auch nur mehr formell als Ge-

brauchsgegenstände erscheinenden Waren oder Wertverkörperungen die naturale Form zu vertilgen und zu beseitigen, damit das, was an ihnen wertbeständig ist, der Wertkörper sans phrase, das Geld, hervortreten und sich als der ökonomische Zweck des Ganzen, als mehrwertiges Kapital, zur Geltung bringen kann. Konsum dient, wie das lateinische Wort ja auch impliziert, dem Verzehr, der Zerstörung, Vernichtung von Befriedigungsmitteln, die ökonomisch nur mehr als äußere Hülle des darin verborgenen mehrwertigen Kapitals firmieren und die aus der Welt geschafft werden müssen, damit letzteres sich in weitere als Befriedigungsmittel getarnte Werthüllen investieren und mittels ihrer noch mehr mehrwertiges Kapital in die Welt setzen kann.

In dieser jedem traditionellen Subsistenzbedürfnis ins Gesicht schlagenden Vernichtungsfunktion, die aus ökonomischer Sicht als Wertrealisierung figuriert, hat der moderne Konsum seine wesentliche, weil durch die politisch-ökonomische Macht des Kapitals gesetzte Wahrheit. Eine Wahrheit, die so überwältigend dominant ist, dass in einer Überflusgesellschaft

2000 Zeichen

abwärts

Akustisches Nervensägen

Unlängst antworteten im Radio eine Sängerin und ein Sänger, beide ältere Semester, auf die Frage, was für sie missliebige Musik sei: Wenn aus einem Auto mit offenen Fenstern Popmusik mit unerträglichen Bässen dröhnt. Die Glücklichen, wenn sie nur damit gelegentlich behelligt werden! Sie sind nicht von drei Wohnungen umgeben, aus denen nach Belieben zu jeder Tag- und Nachtzeit Techno ertönt; dieses Gehämmer muss gar nicht besonders laut sein, damit es seine marternde Funktion zeitigt. Die Glücklichen, wenn sie nicht in Geschäften mit unerträglichem Lautgemenge verkehren müssen. Auch beim Billa gibt's seit kurzem kein Pardon mehr, in der Gastronomie sowieso selten, und in Scheißhäusln herrschen Radiosender mit ortsentsprechendem Musik- und Werbeprogramm. Unlängst demonstrierte in Wien eine stumme Blasmusikkapelle gegen diese akustischen Verseuchungen. Eigentlich gibt es keine entsprechenden Begriffe für diesen nervtötenden Lärm, der Musik genannt wird. Kakophonie ist ein niedlicher Hilfsausdruck.

Und wie soll das gedeutet werden? Werden hier die durchgeknallten gesellschaftlichen Verhältnisse in entsprechende Töne transponiert? Oder ist es ein Zudröhnen, um den übrigen unerträglichen Lärm (Straßen-, Flug-, Baustellenlärm) zu übertönen? (Übrigens Ostwind – meist bei Schönwetterphasen – beschert halb Wien samt den Erholungsgebieten Schönbrunn und Wilhelminenberg einen früher nie da gewesenen auditiven Flugzeuglande-Alptraum.)

Den Jugendlichen werden Ballspiel- und Trampolinkäfige inmitten der Verkehrshölle auf dem schmalen Grünstreifen zwischen Wiener Außen- und Innengürtel (je 3-4spurige Straße) zugewiesen. Nicht nur diese Lokation wird als megahip erklärt, auch die Technotempel im Gürtelbereich erfreuen sich großer Beliebtheit, mitsamt ihren Schanigärten direkt neben den Bahnhöfen und dem suizidal anmutenden Abgas- und Lärmcocktail. Die ganze Nacht lautstark die Gegend bevölkernd und mit leeren Aludosen Fußball spielend rauben die Technofreaks den Anrainern den Schlaf.

M. Wö.

schaft wie der unseren angesichts der schleichenden, durch die allgemeine Übersättigung und Überbeanspruchung der Subsistenzbedürfnisse einfach genug erklärlichen Absatzkrise fast alle gesellschaftlichen Gruppen in absoluter Gleichgültigkeit gegen eben jenen offenbaren guten Grund für die Absatzkrise sich Rettung aus der Not partout nur von einer Ankurbelung der Binnennachfrage, zu Deutsch, von einer jeder Rücksicht auf subsistenzuelle Bedürfnisse baren Steigerung des Konsums erhoffen.

Krise und Konsum

Wir haben es also durchaus mit einer den archaischen und den spätantiken Verhältnissen parallelisierbaren Subsistenzkrise zu tun, nur ist das, was in den anderen Fällen die Lösung, die Krisenbewältigung, sein sollte, nämlich der gesellschaftliche beziehungsweise gemeinschaftliche Konsum, jetzt vielmehr das Krisenerzeugende, die Krankheit. Gibt es dann aber anders als bei den beiden historischen Vorbildern heute gar keine Krisenbewältigungsstrategie? Doch es gibt sie, und sie besteht – im Konsum! In gut mythologischer Manier gibt die Krankheit zugleich das Heilmittel ab, ist der Speer, der die Wunde schlug, dasjenige, was sie auch wieder schließen soll. Konsum als Konsum, als die Subsistenz ad absurdum führende Vernichtungssorgie, ist die Krankheit, Konsum als Kommunikation, als die Subsistenzrücksicht ad acta legendes Gesellschaftsspiel, ist das Heilmittel. Die Lösung der qua Konsum über die

Subsistenz heraufbeschworenen Krise besteht kurz und bündig darin, die Rücksicht auf die Subsistenz aufzugeben, die Subsistenz als Maßstab, als in irgendeiner Form normativen Bezugspunkt abzudanken und den Konsum qua Kommunikation anderen, mit seiner Maßlosigkeit besser vereinbaren Zwecken zuzuwenden, den Zwecken der Vergesellschaftung durch dingliche Zeichensysteme, des Come together, des Shoppens, des vergleichenden, differenzierenden, Identifikation ermöglichenden, Gruppenbildung befördernden, zum Austausch anregenden Miteinanders.

Wir sehen die Ähnlichkeit und die Verschiedenheit der drei Krisenbewältigungsstrategien: Das archaische Fest bemüht sich, die gefährdete Subsistenz durch verschwenderischen Konsum wiederherzustellen. Die christliche Kommunion sucht die vereitelte Subsistenz durch deren Selbstverzehr, ihre konsumtive Aufhebung zu transzendieren. Die moderne Kommunikation sucht dem Konsum durch seine Abkoppelung von der Subsistenzrücksicht seine die Subsistenz durch Überforderung zugrunde richtenden zerstörerischen Implikationen zu nehmen und ihn in einen sozialen Zeitvertreib, ein Gesellschaftsspiel umzufunktionieren.

Alles – die ökonomische Dauerkrise, in der wir stecken, die panischen Reaktionen des Sozialabbaus und der Problemverlagerung auf die Terrorbekämpfung – alles spricht dafür, dass es sich bei dieser Verwandlung des Krankmachers in das Heilmittel, der harten gesellschaftlichen Arbeit

des Konsums in das heitere Gesellschaftsspiel der Kommunikation um einen Tuschenspielertrick handelt, ein zwar der Wirklichkeit der Konsumsphäre und ihres Reklamecharakters abgeschautetes, aber doch dann von dieser Wirklichkeit abgehobenes und ins Phantasmagorische verstiegenes, intellektuelles Glasperlenspiel. Alles spricht dafür, dass die Subsistenzrücksicht sich nicht so einfach außer Kraft setzen lässt, dass sie als Klotz am Bein des Konsums dessen kapitalgetriebene Himmelfahrt auch weiterhin bremsen und mit der Drohung einer nicht minder kapital-lancierten Höllenfahrt konfrontieren wird.

Aber selbst wenn es, wogegen alles spricht, möglich sein sollte, den Konsum, frei von aller subsistenzuellen Hemmung, als kommunikatives Gesellschaftsspiel ad calendae graecas fortzusetzen und in all seiner ebenso unabschließbaren wie unaufhaltsamen Expansionstendenz zum Zuge kommen zu lassen – hinter dem Veto der außer Kraft gesetzten menschlichen Natur bliebe doch immer noch das der überstrapazierten irdischen Natur, und sie würde dem kapitalen Spuk früher oder später ein Ende machen. Lebten wir vollends in der virtuellen Welt, in der wir schon halbwegs leben, bestünden die Waren, die wir im haltlosen Teufelskreis produzieren, um sie zu konsumieren, und konsumieren, um sie zu produzieren, nur aus elektronischen Impulsen, Irritationen in Magnetfeldern, das Kalkül möchte vielleicht noch aufgehen, das Rezept funktionieren. Aber unsere Waren bestehen nicht aus elektrischen Impulsen, sondern aus materiellen Elementen, aus Stoffen dieser Erde, und unter der Last der „ungeheuren Warensammlung“, die wir produzieren und konsumieren, nur damit der kapitale Kreislauf nach dem ihm eingeschriebenen vitiosen Gesetz einer immer erweiterten Reproduktion weitergehen kann, wird unsere Erde irgendwann kollabieren und ihren Geist aufgeben, besser gesagt, als qua Natur organisierte Materie zugrunde gehen.

Anmerkungen

- 1 Claude Lévi-Strauss, *Strukturelle Anthropologie*, Frankfurt am Main 1967.
- 2 Ulrich Enderwitz, *Reichtum und Religion*, 7 Bände in 4 Büchern, Freiburg 1990 fortlaufend.
- 3 Siehe Ulrich Enderwitz, *Reichtum und Religion*, 3. Buch: *Die Herrschaft des Wesens*, 4. Bd.: *Die Krise des Reichtums*, Freiburg 2005.



Stiftung Fraueninitiative, Ulla Peters, Carola Möller, Irina Vellay (Hg.):

Dissidente Praktiken Erfahrungen mit herrschafts- und warenkritischer Selbstorganisation

Mit einem Beitrag von Andreas Exner.

Ulrike Helmer Verlag, Königstein 2006,
240 Seiten, 19.90 EUR, ISBN 3-89741-214-4

Wie wollen wir künftig leben? Welche neuen Lebensformen, welche Formen der Selbstversorgung werden heute schon erprobt? Wie verändern sich Stadtteile? Gibt es eine neue Sozialität? Erwerbsarbeit für alle ist keine Perspektive mehr. Selbst in Industrieländern veröden ganze Landstriche, Industriebranchen machen Stadtteile zu „leeren Räumen“, soziales Leben zerbricht.

Der hier vorgelegte Band erörtert länderübergreifend Prozesse der Selbstorganisation und gemeinsamen Selbstversorgung. Er enthält Beiträge aus Europa und den USA, ergänzt um Texte aus Lateinamerika und Nigeria.

Lenin

von Roger Behrens

Porsche, Genscher, Hallo HSV“ hieß 1987 das erste Album von den Goldenen Zitronen; auf dem Cover sind skandierende, grölende Punks zu sehen, die an einer Absperrung stehen und drei Plakate halten, auf denen die Worte „Porsche“, „Genscher“ und eben „Hallo HSV“ zu lesen sind. Mit ‚Für immer Punk‘, gesungen auf die Melodie des damaligen Alphaville-Hits ‚Forever Young‘, hatten die Goldenen Zitronen schon 1986 einen ersten Erfolg als so genannte Funpunk-Band; doch anders als bei Bands wie den Ärzten oder den Toten Hosen war dieser Spaßpunk als eine ästhetisch-politische Strategie zu verstehen, als ironische Brechung und schließlich als zynische Überbietung der Wirklichkeit. Eine Wirklichkeit, die auch damals keine andere war als die der Krise des Kapitalismus. Ohnehin galt Punk, zu der Zeit selbst schon mehrfach für tot erklärt (Sex Pistols, The Clash, Slime etc. hatten sich aufgelöst und indessen hatte Hardcore den Punk abgelöst), als Ausdruck dieser Krise.

Der Neoliberalismus, der sich in der kulturellen Formation der achtziger Jahre bereits ankündigt, wird zur politisch-ökonomischen Leitfigur der Neunziger. Die Goldenen Zitronen beteiligen sich mit anderen Bands an den so genannten Wohlfahrtsausschüssen, versuchen eine poplinks gewendete Ästhetik des Widerstands, deren engagierter Antifaschismus aber schließlich in der Resignation des Lifestyles mündet. Die Goldenen Zitronen veröffentlichen 1994 ‚Das bisschen Totschlag‘, ein situationistisches Manifest, das seine subversive Kraft vor allem in der Form, im Material entfaltet: Punk als ästhetische Negation der Zustände, als negative Ästhetik, die sich der Normalisierung verweigert, die damals schon als Spaßgesellschaft reklamiert wird. Punk heißt, die Lüge vom verordneten Spaß als grausamen Ernst zu entlarven – aber mit den Mitteln der Spaßgesellschaft, die ins Absurde übertrieben werden. So ist Punk schließlich selber ein Mittel, das von der Kultur, der er vermeintlich opponiert, immer schon vorgesehen war. Der kulturelle Widerspruch, solange er eben das kulturelle nicht überschreitet, hilft, den gesellschaftlichen Widerspruch der ökonomischen Logik zu kaschieren: Der Widerstand, der im Bereich des Pop genehmigt

wird, verfestigt die widerstandslose Akzeptanz der sozialen Ordnung; an dieser Dialektik scheitert schließlich auch Punk. – Als die Goldenen Zitronen ihr Album ‚Das bisschen Totschlag‘ veröffentlichten, war die ehemals repräsentierte Funpunkstimmung längst in der Kultur integriert, die dereinst im Punk den endgültigen Untergang der Zivilisation witterte; nun waren dieselben Gesten und Frisuren eben Mode. Und zwar im Verlauf der neunziger Jahre dann bis in jene kulturpolitischen Szenen hinein, die ihren eigenen Standpunkt mit Beschwörung, den Standpunkt des Feindes indes mit Verschwörung erklärten. Der subpolitischen Sektenbildung korrespondierte die subkulturelle Schulengründung. Die Goldenen Zitronen kommentierten dies mit ‚Dead School Hamburg. Give Me Vollzeitarbeit‘ – ein für beide Tendenzen passender Titel.

Das neue Album heißt nun schlicht: ‚LENIN‘. Andy Warhol hatte Lenin zur Popikone erhoben; die Goldenen Zitronen erklären ihn gewissermaßen zur Punkikone: dieser Lenin hat freilich mehr mit Dada und russischer Avantgarde zu tun, als mit dem Parteiapparat und der Planwirtschaft. Es mag kein Zufall sein, dass Slavoj Žižek vor nicht langer Zeit ‚Dreizehn Versuche über Lenin‘ vorstellte (Frankfurt am Main 2002) – eine treffliche Anekdote, dass es auf dem ‚LENIN‘-Album von den Goldenen Zitronen dreizehn Tracks gibt. Punk is dead, und auch Lenin ist tot. Das Titelstück ‚Lenin‘ handelt vom Mausoleum und Leichnam Lenins: „Er rührte an, den Schlaf der Welt mit Worten, die wurden Traktoren. Nun schläft er seinen Schlaf, die Zeit rast wortlos selbst, selbstvergessen... Ein kleiner Mann, wie aus Wachs, in einem ungetragenen Anzug... Er rührte an den Schlaf der Welt mit Worten. Die wurden Elektrizität. Wie zum Spott auf die Idee, des Hirns beraubt, in Schneewittchenhaft gehalten, liegt da die geschrumpfte Hülle eines Giganten.“ Es geht nicht um Fortsetzung, sondern um Wiedergewinnung, Neuaneignung – einer Idee.

Diese Idee namens Lenin wird von einem Punk verkörpert, wobei „verkörpert“ zu viel gesagt ist: Tatsächlich ist der Punk nur noch ein Schema, ein Schein, ein körperloser Rest, reine und deshalb entleerte, unbestimmte Idee. Er findet sich

auf dem Cover, sitzt dort, mit dem Rücken zum Betrachter, in der Öffnung eines Abflussrohres, welches hell erleuchtet ist – im Gegensatz zum übrigen Bildraum, der von einem dunklen, unheimlichen Raum ausgefüllt ist. Dieser Punk ist insofern nur noch eine leere Idee, als dass von ihm nichts weiter übrig ist als die Mode schlechthin: die Lederjacke, auf der zu lesen ist „FUCK THE POLICE“; der Satz ist ein reines Ornament und damit ebenso zum bloßen Accessoire geworden wie die Nieten, mit denen der Spruch sowie weitere Verzierungen auf die Jacke appliziert sind. Das Bild ist von dem Künstler Daniel Richter, mit dem die Goldenen Zitronen schon lange zusammenarbeiten: wie sie gehört auch er zum alten Umfeld der besetzten Häuser in der Hafensstraße in Hamburg, war ebenfalls an den Wohlfahrtsausschüssen beteiligt.

Was auf dem Cover des Albums der Goldenen Zitronen wie eine Zeichnung anmutet, auf Kleinformat der CD oder LP, ist tatsächlich ein Gemälde in den Maßen 250 cm x 280 cm = Historienmalerei, und zwar nicht nur wegen des typischen Querformats, sondern auch thematisch. Dass aber das Bild mit seinem Kontext seine Funktion wechselt, bleibt seinem ästhetischen Wahrheitsgehalt nicht äußerlich: Als Cover ist es Verpackungsdesign, Gebrauchsgrafik – der Titel ‚Lonely Old Slogan‘ entfaltet eine spielerische Mehrdeutigkeit zwischen „FUCK THE POLICE“, „LENIN“ und „die goldenen Zitronen“. Im Museum hingegen hängt das riesige Bild ebenso wie Lenin im Mausoleum liegt: es wird besichtigt, es schläft.

Die provokative Geste der grölenden Punks von 1987 zeigt indes ihr wahres Antlitz auf der Rückseite des Plattencovers: Auf einem Schnappschuss grölen dort die abgefemten Galeristen, die auch Richter unter Vertrag haben; im Hintergrund hängt das Bild ‚Lonely Old Slogan‘ – der Punk hat dieser Gesellschaft, die sich seiner Symbole bemächtigt hat, den Rücken zugewandt; die Symbole, also die Gesten, Slogans, Moden und so weiter werden vollends preisgegeben, um so von der Idee des Punk abzulenken, um sie zu schützen. In derselben Weise opfern die Goldenen Zitronen nun das Etikett LENIN, um darüber die Idee von Lenin zu schützen.

„Das gute Leben“

ÜBER FRED WANDERS ERINNERUNGEN UND DIE BEDEUTUNG DES ERZÄHLENS

von Maria Wöflingseder

Ein Tag im Juni 2006 war in meinem Kalender lange vorher rot angestrichen. Jener Tag, an dem Fred Wander in der *Alten Schmiede*, Wiens erster Adresse in Sachen Literatur, lesen sollte. – Obwohl der Schriftsteller krank und nicht anwesend war, war es ein ungewöhnlich eindrucksvoller Abend. Die Germanistin und Autorin Elisabeth Reichart sprach über sein Leben und Werk, und Kurt Neumann, der Leiter der Alten Schmiede, las aus Wanders Buch *Das gute Leben*, seinen Lebenserinnerungen, die neu überarbeitet erschienen sind.

„Ist Dir Fred Wander ein Begriff?“ – Auf diese Frage antworteten mir meine Freunde und Bekannten fast ausschließlich mit „Nein“. – Ich war zwar schon lange auf seine Bücher gespannt, hatte aber noch nie Zeit gefunden, sie zu lesen.

Fred Wander wurde als Fritz Rosenblatt 1917 in Wien geboren. 1938 flüchtet er vor den Nazis in Ermangelung anderer Möglichkeiten nach Paris. Dort bringt er sich mit Unterstützung jüdischer Hilfsorganisationen und Gelegenheitsarbeiten durch. Bei Kriegsbeginn wird er als „feindlicher Ausländer“ interniert. 1940 gelingt ihm die Flucht nach Marseille. Er wird aber neuerlich gefangen genommen. Im September 1942 flieht er in die Schweiz, die ihn ans Vichy-Regime ausliefert. Über die Lager Rivesaltes und Drancy wird er nach Auschwitz, später nach Groß-Rosen und Buchenwald deportiert. Eine Odyssee durch insgesamt dreizehn Internierungs- und Konzentrationslager.

1945 gehörte er zu den wenigen Überlebenden. Seine Eltern und seine Schwester wurden in Auschwitz ermordet, nur sein Bruder, ein Schuster, überlebte in einem Versteck in Lyon. Fritz Rosenblatt nannte sich von nun an Fred Wander, weil sein jüdischer Name nach wie vor Feindseligkeit hervorrief, aber auch als Ausdruck seiner Identität: Er war zeitlebens rastlos unterwegs oder auf der Flucht: als Kind und Jugendlicher in den Straßen Wiens, dann fünf Jahre lang als Vagabund im Exil, schließlich auf den langen Wegen in die Konzentrationslager im Viehwaggon oder auf Todesmärschen. Rund 40.000 Kilometer, schreibt er, habe er im Laufe seines Le-

bens zu Fuß zurückgelegt. Nach dem Krieg reiste Wander viel – unter anderem nach Paris, in die Provence, nach Holland, nach Korsika und in die USA.

„Solange ich denken kann, hat mich ein unüberwindlicher Trieb ins Freie gelockt. Wahrscheinlich habe ich in meinem Leben viel zu viel kostbare Zeit mit langen Märschen vergeudet. Gehen, durch die unendlich langen Straßen der großen Städte, oft mit leerem Magen und allein. Um Menschen zu sehen und sich an ihrem Anblick zu trösten, wie man durch eine Ausstellung geht und die Erfindungsgabe der großen Maler bewundert, die tausend bizarre Gestalten erschaffen haben. Gehen als Haltung des ahasverischen Typs, des Menschen im Exil, der auf ein Wort wartet, ein freundliches Gesicht, einen auf deinem Weg, der dich als Bruder erkennt. Ungebunden sein, die Gleichheit der anonymen Menschen unter der Sonne auskosten bis zur Neige. Gehen, weil du in dir den Drang deiner Vorfahren spürst, das Weite zu suchen, die Erde mit deinen Schritten auszumessen. Weil dich die Ferne lockt und der blaue Himmel, weil ein geheimer Instinkt dich treibt zu verschwinden und keine Spuren zu hinterlassen – du könntest den Mördern gefallen!“*

Fred Wander hat nie dran gedacht, Schriftsteller zu werden – er bezeichnete sich auch lieber als Geschichtenerzähler –, aber bereits als Kind griff er oft zu Papier und Stift. „Es drängte mich ständig, etwas über die merkwürdigen Käuze, denen ich auf der Straße begegnete, in das alte Geschäftsbuch meines Vaters einzutragen, wie Gewinne, Spesen und Verluste. Und ich hatte mich für die Gescheiterten entschieden, für Leute, die am Boden lagen. Ich fand einfach, dass die Welt vom Tiefparterre gesehen besser zu durchschauen war. Voilà, das war damals meine ganze Philosophie.“

Fred Wander hat Jugend- und Reisebücher geschrieben, Romane und Erzählun-

gen, auch Theaterstücke und Hunderte, wahrscheinlich Tausende von Briefen – von Kind an bis ins hohe Alter. In der Erzählung *Ein Zimmer in Paris* und im Roman *Hotel Baalbek* hat er seine Fluchterfahrungen literarisch aufbereitet, zu denen vor allem auch innige Freundschaften gehören, die ein Leben lang hielten. Der Roman *Der siebente Brunnen*, 1971 erstmals veröffentlicht, handelt auf verwirrend poetische Weise von den alltäglichen Gräueln im KZ. Das Buch war lange Zeit vergriffen und wurde erst 2005 – zum 60-Jahr-Gedenken – wieder aufgelegt. Neben Primo Levi, Jorge Semprun, Imre Kertész, Ruth Klüger, Victor Klemperer, Jurek Becker und Tadeusz Borowski gehört Fred Wander zu den bedeutendsten literarischen Zeugen der Judenvernichtung.

Das vierhundert Seiten starke Buch „Das gute Leben oder Von der Fröhlichkeit im Schrecken“ ist 1996 zum ersten Mal erschienen. Der Titel klingt reichlich paradox, gar provokant. Wie war es Fred Wander möglich, solche Bücher zu schreiben? Viele haben sich nach der Befreiung aus dem KZ das Leben genommen. Auch Wander plagten 20 Jahre lang Alpträume, aber seine Bücher sind von verblüffend großer Leichtigkeit. Aus ihnen spricht soviel Gelassenheit, ja, Weisheit! Geschichten erzählen hat er sich zum Beruf gemacht, „der so alt ist wie die Welt. Geschichten sind so wichtig für die Menschen wie das Brot, das sie täglich essen.“ Weil, wie er mit Hannah Arendt sagt, „jedes Leid erträglich wird, wenn man eine Geschichte darüber erzählt!“

Von der Macht des Erzählens

Fred Wander ist das Kind ostjüdischer Einwanderer, die vor den Pogromen in Russland geflüchtet und 1911 in Wien angekommen sind. Er beschreibt sich als „ein wenig behütetes Kind, in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen und völlig sich selbst überlassen, ein Kind der Straße. Der Vater, ein kleiner erfolgloser Handelsreisender, lebte meist im Ausland, die Mutter verdiente etwas Geld als Flickschneiderin. Ich kannte keinerlei Autorität, auch nicht Gott, denn ich wurde nicht religiös erzogen. Ich hatte nur noch eine lose Bin-

* Wenn nicht anders angegeben, stammen die Zitate aus Fred Wander: *Das gute Leben oder Von der Fröhlichkeit im Schrecken. Erinnerungen*, Wallstein Verlag, Göttingen 2006, 400 Seiten, 24 Euro (D).

dung an die Vergangenheit meiner Verfahren, einen Erinnerungsfaden, der mich mit der jüdischen Tradition verband, der aber später im Konzentrationslager aufgefrischt wurde durch die Begegnung mit Juden aus den damals eben zerstörten und ausgemordeten Gettos von Warschau, Krakau, Lodz, Vilnius oder Lemberg.“

Ganz abgeschnitten von der jüdischen Kultur war er jedoch nie. Als Kind hörte er die Geschichten seines Onkels Lewi, der zwei Jahre lang täglich zum Mittagessen kam. Dieser war weit herumgekommen, wie in früheren Zeiten die Hausierer, die jedes Shtetl und die Dörfer im Umkreis kannten. Er erzählte von irgendeinem Pechvogel, von einem Schlemihl: Armut, Missverständnisse, kein Glück in der Liebe. Es wurde geflunkert, was das Zeug hielt, die Hälfte seiner Geschichten war erfunden. Die Familie und die Nachbarn lachten sich krumm. – Die Geschichten seines Onkels Lewi, ein Koffer voller Bücher, die Onkel Jossl, der 1923 auswanderte, zurückließ, und die Romane der russischen Klassiker, die auf Vaters Nachtkästchen lagen, legten den Grundstein für Wanders früh aufkeimende Sucht nach Geschichten und Büchern. Er verschlang die Werke von Tolstoj, Dostojewskij, Balzac, B. Traven und vielen anderen. „Wovon lebt der Mensch – vom Wort und von den Bildern im Kopf! So lernte ich Menschen sehen. Und meine Vorstellungskraft schlug Kapriolen und wuchs ins Utopische.“

Auch später auf der Flucht hatte Fred Wander immer Bücher dabei. „Wer Bücher sucht, findet sie überall, sogar in Flüchtlingsquartieren.“

Zu Beginn der Gefangenschaft herrschte Sprachlosigkeit, „das verhängnisvolle, bleierne Schweigen“, das ihn viele Jahrzehnte später noch beschäftigte. „Erst viel später, in den kommenden Lagern, lernten wir wieder reden. Reden, erzählen, auch Geschichten erzählen, das war es, was einige von uns in den Jahren des Lagerlebens retten konnte.“ In Wanders Roman *Der siebente Brunnen* geht es um Leben und Tod im KZ. Der Autor, der sich in der Tradition der chassidischen Geschichtenerzähler sieht, erzählt über das Erzählen in der Vernichtung und gleichzeitig die Geschichten des europäischen Judentums. Die Erzähltradition ist zum Gegenstand des Erzählens geworden. Erzählen ist die Arbeit des Widerstands gegen die erfahrene systematische Auslöschung jeder Individualität, eine Form, „seine Selbstachtung wieder zu gewinnen“, wie Wander in einem Brief an Primo Levi

schrrieb, oder wie es Jean Amery formulierte, „ein unabschließbarer Prozess der Wiederherstellung von Würde“.

Von der Fröhlichkeit im Schrecken...

...erzählt Fred Wander im Buch *Das gute Leben* immer wieder. Er genießt sein „seltsames, schwer zu erklärendes, bescheidenes und paradoxes Glück, die Freude innerer Tätigkeit und Fülle. Ja, wir haben im KZ auch Freude und Glück gekannt!“ Diese außergewöhnliche Fähigkeit ist es wohl, die beim Lesen seiner Erinnerungen das Gefühl großer Gelassenheit und Weisheit weckt. Umso erstaunlicher, da er nach dem Krieg noch zwei schwere Schicksalsschläge erlebt. Seine zehnjährige Tochter Kitty verunglückt 1968 beim Spielen in einer unzureichend gesicherten Baugrube tödlich. Und seine Frau Maxie stirbt 1977 mit vierundvierzig Jahren an Krebs. – Ein Jahr nach dem Tod seiner Tochter, mitten aus der Trauer heraus, beginnt er das Buch *Der siebente Brunnen* zu schreiben.

Beeindruckend ist auch die allgegenwärtige Sinnlichkeit in seinen Büchern, in seinem Leben, sowie die seltene Gabe, seine tiefen Empfindungen in Worte zu kleiden. Er schreibt viel über das Schauen: „Das Schauen ist jene schöpferische Tätigkeit, die den Menschen am meisten bildet.“ Wander war auch ein leidenschaftlicher Fotograf. In seinen Reisebüchern finden sich zahlreiche Fotos.

Eine besondere Bedeutung haben Gesichter: „Die Leute blicken Dir hier ins Gesicht, dachte ich und hatte auf einmal, während ich gierig einen Apfel verschlang, das Gefühl von einem völlig neuen Leben.“

Das steht gleich auf der ersten Seite des Buches *Das gute Leben*. Wander ist zwanzig Jahre alt und im Zug von Lyon nach Paris unterwegs. Seinen Aufenthalt in Paris zählte er zur schönsten Zeit in seinem Leben. Zum ersten Mal ist er nicht ständigen Beschimpfungen und Entwürdigungen ausgesetzt. „Wie sonst nirgends auf der Welt siehst du hier im dichten Strom von Flaneuren eine groteske Mischung aller Kontinente, die Farbigen und die Weißen, die Hungernden und die Satten, Traumtänzer und Troglodyten. Manche zeigen eine stille, zurückhaltende Verwunderung, andere werfen versteckte, raublustige Blicke um sich, und wieder andere trotten vorbei wie abgestorben, sehen durch die Vorübergehenden hindurch.“

Auch im *Siebenten Brunnen* geht es um „Gesichter“, ein Kapitel trägt diesen Titel. Das Ausmaß des Holocaust ist unermess-

lich und unbeschreiblich, aber einige wenige Opfer möchte Wander „diesem Heer der Anonymität entreißen, einige Namen aufrufen, einige Stimmen wiedererwecken, einige Gesichter aus der Erinnerung nachzeichnen“. (Christa Wolf)

Und Ruth Klüger hebt hervor: „Der Schlüssel zu diesem Werk ist ein Erzähler, der nie den staunenden Blick, mit dem jeder das Leben anfängt, verloren hat.“ Fred Wander schreibt am Schluss seiner Erinnerungen von der „immer währenden Beobachtung alles Lebendigen“ um ihn herum. „Meine Welt, die Welt der Bahnhöfe, der Straßen, der Schlupfwinkel und der Lagerbaracken, durch all die Jahre der Flucht und des Exils – die Straßen von Wien, Paris, Lyon, Marseille und vielleicht zwanzig anderen Orten –, sie wurden mir zur Schaubühne des Lebens, gesehen, gespürt, geatmet und aufgeleckt mit einer Raserei aller Sinnesorgane, im Rausch des Hungers, der Freude und des Schreckens.“

Von der Rückkehr nach Wien und den Jahren in der DDR

Fred Wander, der im Mai 1938 geschworen hatte, nie wieder nach Wien zurückzukehren, landete doch wieder hier – was er als große Niederlage erlebte. Er wollte zuerst seine Verwandten suchen und dann in die USA auswandern. – Trotz allem hat er seinen Lebensmut nicht verloren: „Ich mochte es, durch die Innenstadt zu gehen und zu beobachten, wie diese mir noch fremden Menschen die Häuser wieder aufbauten, wie die Geschäfte wieder erstanden und die wenigen Cafés sich füllten. Es roch nach Ziegelstaub und Moder, und doch auch an manchen Ecken von

JEP
JOURNAL FÜR ENTWICKLUNGSPOLITIK

Das Journal für Entwicklungspolitik bietet als wissenschaftliche Zeitschrift ein Forum zur kritischen Diskussion von entwicklungspolitisch relevanten Themen im deutschen Sprachraum. Jedes Heft setzt sich in der Regel mit einem Schwerpunktthema auseinander, ergänzt durch freie Beiträge und Rezensionen entwicklungspolitischer Neuerungen.

Preis eines Einzelhefts: 9,80 EUR
 Preis des Jahresabonnements: 39,80 EUR

Bestellung unter:
 Journal für Entwicklungspolitik
 Berggasse 7, 1090 Wien
 T ++43-1-317 40 18
 F ++43-1-317 40 15
 office@mattersburgerkreis.at

frisch gebranntem Kaffee und Bäckereien, dieser hintergründig süßliche Duft von Tradition und Verfall.“

Mehrere Versuche, in die USA zu gelangen, scheiterten. So blieb er und begann zu schreiben. Wie viele Antifaschisten wurde Wander Mitglied der Kommunistischen Partei. Er machte Reportagen und Fotos für kommunistische Zeitungen. 1968 trat er wieder aus der Partei aus.

Ende 1952 lernte er Maxie beim „Völkerkongress für den Frieden“ kennen. – Vielen werden Maxie Wanders Frauenportraits aus der DDR im Band „Guten Morgen, du Schöne“ (1977) in Erinnerung sein. Wohl eines der meistgelesenen Bücher in der Frauenbewegung. Aber die Wenigsten werden wissen, dass sie eine waschechte Wienerin aus einer Arbeiterfamilie war, die bis zu ihrer Heirat Elfriede Brunner hieß. – „Eine Frau voll Witz und Selbstironie – ihr besonderer Charme.“ Sie war neunzehn, er fünfunddreißig. Seit ihrem ersten Zusammentreffen vor dem Wiener Konzerthaus verband sie eine innige Zuneigung, aus der eine große Liebe wurde. „Maxie gehörte zu jenen seltenen Menschen, die, wenn sie hereinkommen, das Licht verändern und eine Atmosphäre des naiven Staunens und der Freude verbreiten, ohne sich dessen bewusst zu sein.“

Wander erhielt ein Stipendium für das Literaturinstitut Johannes R. Becher in Leipzig. DDR-Verlage druckten seine

Bücher, für die in Österreich und Deutschland kein Interesse bestand. Ohne es recht geplant zu haben, ließen sich Fred und Maxie Wander schließlich in der Nähe von Berlin nieder. Sie bekamen im Laufe der Jahre eine Tochter und zwei Söhne. Ein Grund, in der DDR zu bleiben war vor allem: er konnte das Geld, das er für seine Publikationen dort erhielt, sonst nirgends ausgeben. Die Verhältnisse im Arbeiter- und Bauernstaat begann er aber bald zu hinterfragen. Die allgegenwärtigen Losungen waren irritierend: „Es war die Sprache der Bürokratie, völlig entleert und dem wirklichen Leben entfremdet. Aber es gab auch dieses wirkliche Leben, wenn man nicht blind und völlig verknöchert war. Eine erfrischende Natürlichkeit und Neugier bei den jungen Menschen. Sie waren noch nicht vom Warenrausch und den Klischees des Westens besessen. Die Offenheit der Leute für unbefangene Kontakte gefiel uns. Wir lebten, lebten wirklich, wenn auch manchmal mit doppelem Boden.“

Im Hause Wander herrschte ein ständiges Kommen und Gehen, ein buntes Treiben von unzähligen, meist jungen Menschen, die „auf der Suche waren, auf der Suche nach einer anderen Art zu leben“. Auch Gerhard und Christa Wolf gehörten zu ihren engsten Freunden.

Viele Reisen unterbrachen ihr Dasein im Realen Sozialismus. „Ich beobachtete diese Welt mit jenem inneren Gleichmut, den ich mir in den Lagern erworben hatte, mit Abstand und Gelassenheit. Jene Einstellung, die man nie wieder los wird. Ich gehörte nicht dazu. Ich gehörte niemals irgendwo dazu. Ich war nur Gast in dieser Welt!“ Wander überlegte öfter, die DDR wieder zu verlassen, aber er „wäre auch in jedem anderen Land nur ein Fremder gewesen“.

„Ein Zeugnis für die Menschheit ablegen“

Jede Art von Fremdbestimmung, Gläubigkeit oder Fanatismus lehnt Wander ab. Ihn interessierte nicht die Gruppe, sondern der einzelne Mensch, der geplagte Mensch. „Die Neugier brannte in mir: Wie verhält sich der Mensch außerhalb der Gruppe, außerhalb der ideologischen Zwänge, der mentalen Verführungen, außerhalb des Massenwahns. Aber mit-tendrin lebend?“

Es finden sich auch Stellen in seinen Erinnerungen, die Wander als scharfsinnigen Gesellschaftsanalytiker auszeichnen, der das Mensch-Sein immer mehr im „Tauschwert aller Waren verschwinden“

sieht. Zwei Freunde zitierend benennt er Geld bzw. Arbeit als die neue Totalität: „Heute sind es nicht mehr die Faschisten, die uns bedrohen, nirgends ist eine Diktatur im Kommen, die sich mit der Totalität Hitler-Deutschlands vergleichen ließe – außer der ‚Diktatur des Geldes‘!“ – „Arbeit kann ein Rauschgift sein. Schauen Sie nach Deutschland, dort hat sich ein ganzes Volk an die Arbeit gemacht. Nach 1945 haben sie sich wie verrückt in die Arbeit gestürzt, um nichts mehr zu hören, um das Trauma der Schuld zu ersticken. Arbeit ist ein kollektiver Wahn.“

Große Sorge bereitete Wander der Nahost-Konflikt: „Es geht heute nicht mehr darum, die Juden zu retten, sondern die Welt vor ihrer Selbstvernichtung zu bewahren.“ Eine friedliche Welt wäre für ihn „eine Welt ohne Grenzen, ohne Ideologie, ohne Macht und Besitz“ gewesen.

1983, sechs Jahre nach dem Tod von Maxie, übersiedelte Fred Wander mit seiner Frau Susanne nach Wien, wo sie zurückgezogen lebten.

Er wollte „weder als Held gefeiert werden, noch als Opfer“, sondern „nur ein Zeugnis für die Menschheit ablegen.“ Sein Leben bezeichnete er als „ein Ringen zwischen Handeln und Passivität, zwischen kreativem Schaffen und distanzierter Beobachtung!“

Besonnen und leichtfüßig beschließt er sein Buch: „Das Denken an den Tod stimmt mich heiter. Und das Wissen um den Hunger meiner Jugend und den Hunger in der Welt gibt dem Brot, das ich esse, einen kräftigen Geschmack. Ich bin unterwegs, mein Gepäck ist leicht.“

Nach dieser berührenden Lesung war mir unverständlich, warum solch ein beeindruckender Erzähler über den Holocaust bis heute fast ein Geheimtipp geblieben ist. Außer in der DDR wurde er lange Zeit weder von einem größerem Publikum noch von der Literaturwissenschaft beachtet.

Ich verließ die *Alte Schmiede* mit dem Entschluss, sogleich seine Memoiren zu lesen und dann Kontakt mit ihm aufzunehmen. Leider war es mir nicht mehr möglich, ihn kennen zu lernen. Fred Wander ist am 10. Juli gestorben. – Er hat ein wundervolles Werk hinterlassen, dem ich viele aufmerksame Augen und Ohren wünsche. In einer Welt von atomisierten Individuen, die sich mit Unmengen von Information voll stopfen und mit unerträglichem Lärm betäuben, wäre es da nicht wohlthuend Erzählungen zu lauschen?

Mehrjahresabo der Streifzüge

Preise für Österreich
und den Rest der Welt:

Einzelheft 5 Euro

1-Jahres-Abo: 14 Euro

2-Jahres-Abo: 26 Euro

3-Jahres-Abo: 36 Euro

3 Hefte pro Jahr

Die AutorInnen

Roger Behrens, geb. 1967, lebt in Hamburg, Weimar und Belo Horizonte. Studium der Philosophie und Sozialwissenschaften. Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Bauhaus-Universität Weimar, Lehrbeauftragter an der Universität Lüneburg und Universität Hamburg. Mitherausgeber des Magazins *testcard. beiträge zur pop-geschichte* und Redakteur der *Zeitschrift für kritische Theorie*. Autor zahlreicher Bücher über kritische Theorie und Massenkultur; zuletzt: „Verstummen. Über Adorno“, Hannover/Laatzten 2004.

Ulrich Enderwitz, geb. 1942, studierte Religionswissenschaft, lebt in der Nähe von Berlin, sitzt an einer siebenbändigen Studie mit dem Titel „Reichtum und Religion“, sechs Bände bereits erschienen; hat darüber hinaus eine Reihe von zeit- und gesellschaftskritischen Traktaten zu den Themen Geschichtswissenschaft, Studentenbewegung, Reklame, Medien, Antisemitismus, bürgerliche Theoriegeschichte, Geschlechterverhältnis, Terrorismus und Ideologie veröffentlicht; seine Schriften sind z. T. auf www.reichtum-und-religion.de

Andreas Exner, geb. 1973 in Niederösterreich. Studium der Ökologie. Gesellschaftskritischer Publizist. Arbeitet derzeit in der Sozialbetreuung. In den 1990ern Öko-Aktivist. Von 2000 bis 2005 bei Attac. Seit 2003 Redaktionsmitglied der *Streifzüge*. Engagiert bei www.social-innovation.org und www.grundeinkommen.at. Mitherausgeber von „Losarbeiten-Arbeitslos. Globalisierungskritik und die Krise der Arbeitsgesellschaft“ (Unrast-Verlag, 2005). E-Mail: andreas.exner (ät) chello.at.

Stefan Meretz, geb. 1962, lebt in Berlin. Studium und Promotion der Werkstoffwissenschaften, Studium und Abschluss der Informatik. Theorie-Schwerpunkte: Freie Software, Informatik und Technikentwicklung. Unterstützer des Oekonux-Netzwerkes, Mitglied im Diskussionskreis „Wege aus dem Kapitalismus“, Betreiber der Websites kritische-informatik.de und opentheory.org. Organisiert in der ver.di-Bundesverwaltung Projekte auf der Grundlage Freier Software.

Erich Ribolits, geb. 1947, lebt in Wien. Studium der Pädagogik und Politikwissenschaft. Beschäftigt in der Aus- und Weiterbildung von Lehrern berufsbildender Schulen sowie als Lehrbeauftragter und Gastprofessor an mehreren österreichischen Universitäten. Tätigkeiten in der Erwachsenenbildung und Forschungsarbeiten zur Thematik beruflicher Ausbildung sowie zum Verhältnis von Arbeit, Bildung und Gesellschaft. Zahlreiche Veröffentlichungen: „Die Arbeit hoch? Berufspädagogische Streitschrift wider die Totalverzweckung des Menschen im Post-Fordismus“, München/Wien 1995.

Franz Schandl, geb. 1960 in Eberweis/Niederösterreich. Studium der Geschichte und Politikwissenschaft in Wien. Lebt dortselbst als Historiker und Publizist und verdient seine Brötchen als Journalist wider Willen. Redakteur der Zeitschriften *krisis* und *Streifzüge*. Diverse Veröffentlichungen, gem. mit Gerhard Schattauer Verfasser der Studie „Die Grünen in Österreich. Entwicklung und Konsolidierung einer politischen Kraft“, Wien 1996. Vater dreier Kinder im Alter von 9, 10 und 18 Jahren.

Christoph Wendler, geb. 1984, lebt und studiert in Wien. Zu seinen Studienschwerpunkten zählen Politikwissenschaft und Philosophie. Er beschäftigt sich verstärkt mit Gesellschafts-, Staats- und Kapitalismuskritik. Sein theoretisches Hauptaugenmerk gilt dabei der Wertkritik. Darüber hinaus setzt er sich intensiv mit gesellschaftlichen Transformationsprozessen bzw. mit sozialen Bewegungen vor allem in Südamerika auseinander.

Maria Wölflingseder, geb. 1958 in Salzburg, seit 1977 in Wien. Studium der Pädagogik und Psychologie. Arbeitsschwerpunkt: Kritische Analyse von Esoterik, Biologismus und Ökofeminismus; zahlreiche Publikationen. Bei den *Streifzügen* seit Anbeginn. Mitherausgeberin von „Dead Men Working“ (Unrast-Verlag, 2004). Nicht nur in der Theorie zu Hause, sondern auch in der Literatur, insbesondere in der slawischen. Veröffentlichungen von Lyrik sowie Belletristik-Rezensionen.

Die AutorInnen aller Ausgaben siehe www.streifzuege.org unter „Redaktion und AutorInnen“.



UNRAST Verlag
Postfach 8020 • 48043 Münster
Tel.: (0251) 666-293 Fax: -120
ONLINE BESTELLEN: www.unrast-verlag.de



Der Leistungsträger

Unumgänglich

von Franz Schandl

Die Funktion des Journalismus in unserer Gesellschaft besteht darin, die öffentlichen Vorurteile stets aufs Neue zu bestätigen. Beständig hilft die Journaille den Menschen, ihr falsches Bewusstsein zu reproduzieren. Medien sind konstitutionelle Stützen, die Subjekte vor essenziellen Abweichungen bewahren. Jene gleichen einem Immunsystem zur Abwehr bzw. Eingemeindung substanzieller Kritik. Gerade auch weil sie scheinbare Kontroversen abführen und auf Pluralismus machen. Eines dieser Spiele ist die altbekannte „Grundsatz“frage, ob denn mehr Staat oder mehr Markt Platz greifen soll.

Der lautesten Marktschreier einer ist zweifellos Christian Ortner. Jeden Freitag beglückt er das Publikum der Tageszeitung *Die Presse*, und tags darauf muss die Leserschaft der *Wiener Zeitung* daran glauben. Das kleine Einmaleins der Marktwirtschaft beherrscht er aus dem Äffäff und trägt es dementsprechend aggressiv vor. Am 2. September empörte er sich in der *Wiener Zeitung* darüber, dass sogar – man stelle sich das nur vor – Wirtschaftsexperten behaupten, Österreich sei kein Hochsteuerland. Da ist er, der Agent aller Leistungsträger, natürlich angesäuert, ja persönlich betroffen, „angesichts des bescheidenen Taschengelds, das jedem halbwegs besser Verdienenden nach Abzug der Abgaben bleibt“.

Wie jeder gute Bürger zahlt auch Ortner zu viel Steuern, was seine Mündigkeit ganz empfindlich einschränkt: „Denn auch wenn der Saldo aus Steuern und Transferleistungen für die statistischen Einzelnen erträglich sein mag, wird der Steuerzahler dabei doch um Freiheit gebracht: die Freiheit, selbst darüber zu entscheiden, wie er über das von ihm Erarbeitete verfügt.“ Denn Ortner geht davon aus, dass jeder das verdient, was eins verdient und daher ihm oder auch ihr gehört. Böser Staat!

So sieht es die Einfältigkeit der „Leistungsträger“. Indes, *Leistungsträger* ist nicht der, der etwas leistet, sondern der, der sich ein Mehr an gesellschaftlichen Leistungen aneignen kann. Der wahre Leistungsträger ist also ein *Leistungsempfänger*, ein Multiplikator des Nehmens, kurzum ein Profiteur marktwirtschaftlicher Primärverteilung. Nicht der Leistungsträger finanziert die Gesellschaft, sondern die Gesellschaft den Leistungsträger. Der Terminus verschleiert per definitionem die irren Zuteilungen gesellschaftlicher Ressourcen und Möglichkeiten, indem er die Gewinner am Markt positiv setzt und Verlierer als minderwertige Masse disqualifiziert. Der Leistungsträger ist ein Hirngespinnst, ein folgenschweres Gerücht, das Raffinierte in die Welt setzen, auf dass es Dumme glauben.

Dass die großen Leistungsempfänger sich über die kleinen Leistungsempfänger so echauffieren, ist einer dieser bürgerlichen Herrenwitze. Doch das in Kosten und Preisen befangene Gemüt kann gar nicht anders denken, als es den Gesetzen der Konkurrenz entsprechend handelt. Und da erscheinen die „Minderleister“ nicht als Menschen, sondern als gefräßige Mitesser. Die Wirklichkeit ist den Geldsubjekten eine monetäre Berechnung, keine menschliche Betrachtung.

„Warum sollen immer weniger Österreicher immer mehr Österreicher finanzieren?“, fragt Ortner. Und wir fragen retour: Was hat Ortner mit den Entwerteten vor, wenn sie nicht einmal mehr schlecht als recht durchfinanziert werden sollen? Doch die kümmern ihn nicht: „Der bemerkenswerte Umstand, dass bereits zweieinhalb Millionen Österreicher gar keine Steuern auf ihre (relativ niedrigen) Einkommen mehr zu zahlen haben, wird heute quer über die Parteigrenzen hinaus als grundsätzlich eher wünschenswert be-

trachtet“, schreibt er in der *Wiener Zeitung* vom 28. Oktober. Doch was ist daraus zu schließen? Erstens zeigt es dezidiert an, dass das Kapital den Menschen keine Sicherheit garantieren, geschweige denn Geborgenheit bieten kann. Und zweitens demonstriert es, dass selbst diese typische Kombination kapitalistischer Gestaltungsprinzipien (Markt und Staat) mangels Wertmasse immer weniger funktioniert.

Man mag die Umverteilung des Staates zu Recht für ein wenig effizientes Fürsorgesystem halten, aber ohne diese Intervention wäre jede bürgerliche Demokratie schon längst zusammengebrochen. Die sozialen Bezuschussungen sind immanentes Gebot. Sie wirken auf die Angewiesenen nicht nur lindernd, sondern auch demütigend. Tendenz steigend. Der Staat hält zusammen, was der Markt nie zusammenhalten könnte und jeder nicht durchgeknallte Liberale weiß das auch. Das mag ein „System infantiler Entmündigung“ sein, aber man stelle sich bloß vor, was passiert, würden die freie Bürger geheißenen infantilen Subjekte wirklich zur unbremsten Kraft werden, gemäß ihrer ökonomischen Stärke ermächtigt zu tun, was sie wollen. Markt pur, das sind marodierende Banden, wo es ums „privare“, also ums Rauben geht.

Freier Konsum, freie Fahrt, freies Geld, freie Wirtschaft, das ist die Freiheit der gegenseitigen Rücksichtslosigkeit. Freiheit des Marktes meint die selbstverständliche Unterwerfung der Menschen unter die Gesetze der Konkurrenz. Diese eigentümliche Freiheit ist der stete Zwang, sich in Wert zu setzen. Es bedarf schon einer großen kollektiven Verblendung, das nicht zu erkennen. Diesbezüglich ist auf Halluzinatoren wie Christian Ortner jedenfalls Verlass: Kein Vorurteil kommt dort zu kurz, keines wird ausgelassen.

Roter Punkt = bitte Abo einzahlen!
P38 = Probenummer, über ein Abo wären wir begeistert!

**Keine Politik
ist möglich!**

www.streifzuege.org